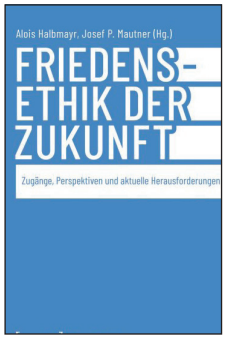
Publikationen



Alois Halbmayr, Josef P. Mautner (Hrsg.)

Friedensethik der Zukunft

Zugänge, Perspektiven und aktuelle Herausforderungen

35 € (Print), Open Access (PDF oder EPUB), 240 Seiten, Bielefeld 2024, transcript Verlag
Print-ISBN: 978-3-8376-6846-9,
PDF-ISBN: 978-3-8394-6846-3.
EPUB-ISBN: 978-3-7328-6846-9

Seit dem Angriff Russlands auf die Ukraine und der damit verbundenen „Zeitenwende-Rede" des ehemaligen Bundeskanzlers Scholz ist häufig zu hören, dass alte Gewissheiten nun keine Gültigkeit mehr hätten oder zumindest tiefgreifend überdacht werden sollten. Das gilt insbesondere auch für die evangelische Friedensethik, die sich spätestens mit der im Jahr 2007 erschienenen EKD-Denkschrift „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen" endgültig vom Nachdenken über die Begründungsfähigkeit eines „Gerechten Krieges" verabschiedet und sich vollständig den Voraussetzungen der Herbeiführung, Gestaltung und Bewahrung eines „Gerechten Friedens" zugewandt hat. Ist ein solcher friedensethischer Ansatz mittlerweile von der Zeit überholt worden?

Der von den beiden österreichischen Theologen Alois Halbmayr und Josef P. Mautner herausgegebene Sammelband „Friedensethik der Zukunft" liefert einige erstaunlich differenzierte Antworten auf diese Fragen. Es ist vermutlich ein Glücksfall, dass der Sammelband vor den neuen Konflikten im Nahen Osten verfasst worden ist, denn so manches, was hier zu finden ist, wäre heute kaum noch mit solcher Klarheit sagbar. Nicht, weil es an Überzeugungskraft eingebüßt hätte, sondern weil politische Widersprüchlichkeiten mittlerweile sehr viel offensichtlicher zu Tage treten.

Die Beiträge des Sammelbands verteilen sich auf die drei Bereiche „Zugänge", „Perspektiven" und „Aktuelle Herausforderungen". Erstere stammen von den beiden Herausgebern. Der von Josef P. Mautner verfasste Beitrag „Wege aus dem Dunkel des Krieges?" sollte eine Pflichtlektüre für all jene sein, die ausgestattet mit scheinbar eindeutigen Gewissheiten über Kriege und die Notwendigkeit einer bestimmten Kriegsführung fachsimpeln – mit Betonung auf die letzten beiden Silben. Die „Wahrnehmung" der Ereignisse während eines Krieges unterliege nach Mautner zwei Begrenzungen: Der subjektiven Grenze des individuellen Standorts und einer vom sozialen und gesellschaftlichen Standort geprägten Grenze desjenigen, der beobachtet, beziehungsweise des von ihm oder ihr Beobachtbaren. Beide Begrenzungen verzerrten die Wahrnehmung und führten, wenn diese Tatsache nicht reflektiert werde, zu falschen Gewissheiten. Für die Wahrnehmung von Frieden gelte das Gleiche. Frieden sei weit mehr als die Abwesenheit eines bewaffneten Konflikts. Aus Unwissen oder Borniertheit mag uns die Situation in einem Land friedlich erscheinen, während unterschwellig gewaltige Konflikte brodeln und von einem „gerechten Frieden" für alle betroffenen Personen aufgrund von Ausgrenzungen, Diskriminierung oder unbewältigten vergangenen Konflikten nicht die Rede sein kann. Das habe Auswirkungen darauf, eindeutige Sollensurteile formulieren zu können, denn es gelte „die Vorläufigkeit, Fehleranfälligkeit und den Fragmentcharakter des Wahrnehmens an[zu]erkennen und dem ethischen Urteil [zu] vermitteln" (S. 17). Weder das Herunterbeten pazifistischer Losungen noch ein uneingeschränkter Bellizismus seien unter diesen Vorzeichen angebracht – eben jene beiden Lager, die seit Beginn des Ukrainekriegs differenzierte Lösungsstrategien zu ersticken drohen, weil auch diese in ein Freund-Feind-Schema eingepresst werden. Auch wenn Mautner hieraus keine explizite Friedensethik ableitet, nennt er immerhin ihre Voraussetzungen: „Handeln für Frieden beginnt dort, wo wir uns der Ohnmacht unserer Wahrnehmungen stellen, nicht sofort wissen, was richtig und falsch, was gut und böse ist, uns nicht in bequeme, polarisierende Stereotype hineinbegeben" (S. 33).

Alois Halbmayrs Beitrag „Er muss also gestiftet werden …" liefert eine ausgesprochen lehrreiche Bestandsaufnahme des Nachdenkens über Krieg und Frieden im Laufe der Jahrtausende und der wesentlich jüngeren friedensethischen Auseinandersetzung darum, ob ein enger/negativer Friedensbegriff (Abwesenheit personaler Gewalt) oder ein weiter/positiver Friedensbegriff (Abwesenheit personaler und struktureller Gewalt) realpolitisch anschlussfähiger ist. Das gelte vermutlich eher für den engen Friedensbegriff, setze aber dessen Alternative nicht ins Unrecht. Denn je „stärker sich die innergesellschaftliche Organisation eines Staates auf Gewalt, Abhängigkeit und Unfreiheit gründet, desto geringer sind seine Fähigkeiten zur friedlichen Konfliktbeilegung nach außen" (S. 45). Halbmayr hält zur Lehre vom „Gerechten Frieden" für weiterhin zeitgemäß, denn durch den „ideologischen Missbrauch sowie die religiöse Überhöhung der Lehre vom gerechten Krieg in den beiden Weltkriegen" (S. 50) sei diese Lehre nicht mehr vertretbar. Er vermeidet es daher, den Verteidigungskrieg der Ukraine einen gerechten Krieg zu nennen und schließt sich hier der in Kirchenkreisen oft gehörten Ansicht an, dass der Angriff Russlands auf die Ukraine zu einem moralischen Dilemma geführt habe. Mit oder ohne Waffenlieferungen an die Ukraine mache man sich schuldig. Etwas schade ist, dass er an dieser Stelle nicht thematisiert, dass beide Strategien mit weitreichenderen Initiativen verbunden werden können. Gerade diese Grauzonen auszuleuchten wäre friedensethisch wesentlich fruchtbarer als der Quasi-Rückzug aus der Debatte auf Grundlage einer angeblichen moralischen Dilemmasituation.

Der Moraltheologe Werner Wolbert befasst sich in seinem Beitrag „Menschenrechte, Theologie und Kirchen" ideengeschichtlich mit der christlichen Auseinandersetzung um die Auslegung der Begriffe Menschenwürde, Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit. Darauf beruhend stellt er die Frage, ob es ein Recht auf Frieden gebe. So instruktiv seine Ausführungen bis zu diesem Punkt sind, scheitert Wolbert an der Herausforderung, die Frage nach einem Recht auf Frieden schlüssig mit einer Friedensethik im Angesicht des Ukrainekriegs zu verbinden. Dabei stellt er durchaus die richtige Ausgangsfrage: Was nützte es, wenn man der Ukraine ein Recht auf Frieden zuspräche, wenn dabei nur ein Ziel formuliert würde, „ohne dass der Weg zum Ziel geklärt ist, etwa die Frage, wer dazu wie beizutragen hat" (S. 84). Denn viele Debatten um die Beendigung des Ukrainekriegs kranken daran, dass der Weg zum Ziel nicht wirklich durchdacht zu sein scheint. Wolbert versteigt sich dann aber zu der

Behauptung, dass jene, die für Frieden eintreten, dies nur aus Eigeninteresse „unter dem Deckmantel der Tugend" (ebd.) tun würden. Zudem wäre es ein instabiler Frieden, der auch die Nachbarn der Ukraine bedrohe. Aber sind diese Nachbarn dann nicht auch egoistisch, wenn sie eine Fortführung des Krieges unterstützen? Und ist bei einer Fortführung des Kriegs der Weg zum Ziel klarer als bei der Forderung nach Frieden? Dazu schweigt sich Wolbert leider aus.

Auch der Beitrag „Friede – ein Menschenrecht?" des ehemaligen Sonderberichterstatters für Religions- und Weltanschauungsfreiheit des UN-Menschenrechtsrats Heiner Bielefeldt geht auf die Frage ein, ob es ein Recht auf Frieden gebe. Bielefeldt vertritt eine weite Auslegung des Friedensbegriffs: „Jedenfalls bedeutet die Abwesenheit von Gewalt allein noch lange nicht, dass friedliche Verhältnisse bestehen. Solche herrschen erst dann, wenn Menschen sich in einer Ordnung auch angemessen respektiert sehen können" (S. 89). Frieden herrsche aber keineswegs nur dann, wenn es keinerlei Konflikte mehr gebe. Vielmehr sei das Vorhandensein einer streitbaren Zivilgesellschaft konstituierend für eine Friedenskultur. Die geteilte Anerkennung der Menschenrechte sorge dafür, dass diese grundsätzlich erwünschten Konflikte in fairer Weise ausgetragen beziehungsweise unerwünschte Meinungen nicht sanktioniert würden – solange auch diese menschenrechtskonform seien. Die Brücke zur Friedensethik schlagend, stellt Bielefeldt klar, dass Krieg stets mit einer Verletzung im Grunde aller Menschenrechte einhergehe. Aus diesem Grund habe „die Überwindung des Kriegs selbst eine menschenrechtliche Dimension, förmlich anerkannt in Gestalt des Rechts auf Frieden, das die Generalversammlung der Vereinten Nationen im Dezember 2016 in einer Resolution bekräftigte" (S. 94). Die (Wieder-)Herstellung von Frieden sei nur über eine Wiederherstellung der Bindung der Herrschenden an das Instrument des Rechts möglich. Das gelte innerstaatlich, aber gerade während und nach Konflikten sei vor allem das Völkerrecht gefragt, dessen Einhaltung einer ständigen Kontrolle über zwischenstaatliches Monitoring bedürfe, wie auch die Einhaltung des innerstaatlichen Rechts eine Kontrolle durch „unabhängige Gerichtsbarkeit, aber auch die sogenannten ‚informellen' Mechanismen von Kontrolle durch unabhängige Medien und zivilgesellschaftliche Organisationen" (S. 99) benötige. Bielefeldt ist der Überzeugung, dass positiver Friede im Sinne einer innerstaatlichen Bindung der Herrschenden an das Recht eng damit verbunden sei, dass auch auf multilateraler Ebene die bindende Wirkung von Normen und Regeln akzeptiert werde. Was aber, wenn das nicht der Fall ist? Dass Bielefeldt beim Vorhandensein solcher Situationen nicht die Vereinten Nationen ins Spiel bringt, spricht vor dem Hintergrund seines beruflichen Werdegangs Bände. Ein Recht auf Frieden mag existieren, es lässt sich aber weder auf Grundlage philosophischer Überlegungen noch durch das Setzen völkerrechtlicher Normen erzwingen. Umso wichtiger ist es, wenn diese Normen von jenen Staaten, die sich ihnen formal unterwerfen, nicht untergraben werden, wenn es gerade opportun ist.

Regina Elsner beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Der zweite Lungenflügel?" mit dem Verhältnis der orthodoxen Kirche zur Friedensethik. Der Begriff „zweiter Lungenflügel" geht auf Johannes Paul II. zurück, der das Christentum dazu aufforderte, mit beiden Lungenflügeln zu atmen: dem westlichen und dem (orthodoxen) östlichen. Aufschlussreich erläutert Elsner die historisch bedingte, enge Verflochtenheit von Vaterlandsliebe und Glaubenslehre in der orthodoxen Kirche. Diese sei durch den Kollaps der Sowjetunion erschüttert worden, was zur Folge gehabt habe, dass sich die russisch-orthodoxe Kirche zum einen noch enger an den verbliebenen russischen Staat band und zum anderen bereits seit 30 Jahren in einem Konfliktverhältnis zur sich von Russland emanzipierenden ukrainischen Orthodoxie stehe. Dass sich die russisch-orthodoxe Kirche vor diesem Hintergrund hinter den Angriff auf die Ukraine stellte, sei daher nicht überraschend. Für sie handele es sich um einen gerechten Krieg zur Verteidigung des Vaterlandes und der Einheit der orthodoxen Kirche. Interessant an diesem Beitrag ist die naheliegende Schlussfolgerung, dass die Verbindung von christlicher Glaubenslehre mit Nationalismus auf direktem Wege zur Lehre vom gerechten Krieg führt. Elsner spricht es nicht an, aber angesichts dieser Verbindung ist es nicht erstrebenswert, dass die evangelische Kirche Deutschlands auch nur ein Jota von ihrer Zuwendung zur Lehre vom gerechten Frieden abweicht – oder sich, andersherum, einem überkommenen Patriotismus zuwendet.

In ihrem Beitrag „Feministische Politiken in Zeiten von Krieg und darüber hinaus" lässt Annemarie Sancar Menschen zu Wort kommen, die bei Diskussionen über den Ukrainekrieg nur selten zu hören sind: die ukrainische Zivilbevölkerung. Obwohl immer die Rede davon ist, man dürfe keine Entscheidungen über die Köpfe der Ukrainer:innen hinweg treffen, hört man nur selten davon, was in diesen Köpfen vorgeht. Sancar schildert zunächst die Situation von feministischen Friedensprojekten in der Ostukraine und den prekären Lebensumständen der dort lebenden Frauen. Diese stünden der im Westen verbreiteten Ansicht, man müsse bedingungslos Waffen an die Ukraine liefern, durchaus reserviert gegenüber, denn es existiere „ein klarer Zusammenhang zwischen dem kaum regulierten Waffenmarkt (Käuflichkeit, unkontrollierte Verbreitung vor allem in Nachkriegszeiten) und der Ausbreitung von innerstaatlichen wie zwischenstaatlichen bewaffneten Konflikten, in denen zunehmend sexualisierte, geschlechterspezifische Gewalt als Waffe eingesetzt wird" (S. 136). Weit davon entfernt, einen naiven Pazifismus zu bevorzugen, ginge es den Betroffenen darum, das dualistische Denken aufzugeben, wonach es nur zwei mögliche Haltungen zum Ukrainekonflikt gebe: ein Friedensdiktat der russischen Seite oder eben Waffenlieferungen. Dass es noch eine dazwischenliegende Lösung geben könnte, gerate aus dem Blick, denn wer „es noch wagt, ‚Friede', ‚Verhandlungen', ‚politische Lösungen' zu erwähnen, gilt als Verräter:in oder als naiv und ignorant gegenüber der Geschichte von Krieg und Friede. Diese problematische Konstellation verhindert eine offene Auseinandersetzung, die beiden Lager kapseln sich ab" (S. 137). Man muss der Autorin nicht in allen ihren Argumenten zustimmen, aber die Berechtigung ihrer Forderung, der ukrainischen Zivilbevölkerung eine hörbare Stimme zu geben, ist dann nicht zurückzuweisen, wenn stets hervorgehoben wird, dass die Ukrainer:innen selbst über ihre Zukunft bestimmen sollen. Und wenn der weite Friedensbegriff als Maßstab gilt, dann fügt Sancar noch etwas Wichtiges hinzu: Struktureller Frieden ist ganz maßgeblich auf die Care-Arbeit von Frauen angewiesen. Diese zivile Friedensinsel existiert auch im Krieg, aber gefragt werden diese Frauen nicht, wenn über die Wiederherstellung von Frieden diskutiert wird.

Die Friedens- und Konfliktforscherin Martina Fischer liefert den ersten Beitrag des Themenbereichs „Aktuelle Herausforderungen", im Mittelpunkt steht dabei explizit „Der Krieg gegen die Ukraine". Sie betont ausdrücklich das Selbstverteidigungsrecht der Ukraine. Wie genau das aussehen soll, darüber würden aber in Deutschland heftige Kontroversen geführt, „auch unter Christ:innen" (S. 152). Im Fokus ihrer Analyse stehen dabei die Diskussionen innerhalb der evangelischen Kirche, wobei sie drei Linien identifiziert: Die erste Linie betone, dass die Inhalte der EKD-Denkschrift aus dem Jahr 2007 keiner Veränderung bedürften, schließe aber auf dieser Grundlage Waffenlieferungen nicht grundsätzlich aus. Die zweite Linie folge einem strikt pazifistischen Kurs. Eine dritte Linie sei dadurch gekennzeichnet, dass sie eine „‚Verpflichtung zur militärischen Unterstützung' in den friedensethischen Grundlagen verankern und ‚dementsprechend den Kriterienkatalog der EKD-Denkschrift 2007 erweitern" (ebd.) wolle. Mit einer Diskussion der ersten Linie beginnend, wird deutlich, wie stark die EKD-Denkschrift auf eine Stärkung der UN und Instrumente für eine zivile Konfliktbearbeitung setzt, aber auch ein militärisches Eingreifen als Ultima Ratio nicht ausschließt, wenn es sich im Rahmen des Völkerrechts bewegt und verhältnismäßig ist. Es sei daher kaum einsehbar, warum die Denkschrift ge-

ändert werden müsse: „Kein noch so ausgefeilter friedensethischer Grundlagentext kann für alle Eventualitäten Handlungsrezepte bereithalten, die eindeutige Empfehlungen für die Entscheidung in solch schwierigen Lagen geben“ (S. 155). Wenn eine Konfliktseite ganz offensichtlich einen völkerrechtswidrigen Krieg führe, bleibe es daher beim friedensethischen Dilemma, die Opferseite unterstützen und damit in gewisser Weise selbst Kriegspartei werden zu müssen. Fischer kritisiert jedoch sehr deutlich die lediglich auf eine Fortführung des Krieges setzende Linie, denn deren Ziele seien illusorisch. Fischer plädiert, auch unabhängig vom Ukrainekrieg, dafür, eine neue Friedensordnung zu etablieren. Grundlage dafür müsse eine Umsetzung der Nachhaltigen Entwicklungsziele (SDGs), eine Neugestaltung der Beziehungen zu den Ländern des Südens und der Ausbau von Instrumenten für zivile Konfliktbearbeitung sein. Im Beitrag von Martina Fischer wird eine zukunftsweisende Friedensethik skizziert, deren Grundsätze mit jenen der EKD-Friedensdenkschrift hochgradig kompatibel sind. Ob diese Friedensethik eine Realisierungschance besitzt, wird allerdings mit Blick auf den Umgang westlicher Staaten mit einem anderen aktuellen Konfliktherd mit jedem Tag unwahrscheinlicher.

Der Beitrag „Die Wahrnehmung des Israel-Palästina-Konflikts aus friedensethischer Perspektive“ von Dorthe Siegmund kontextualisiert den Israel-Palästina-Konflikt vor dem 7. Oktober 2023 in sehr ausgewogener Weise. Beide Parteien seien durch die Ereignisse der Vergangenheit traumatisiert, was eine Annäherung schwer bis unmöglich mache. Siegmund schildert einige auf gegenseitiges Verständnis und friedliche Konfliktlösung zielende Projekte, die nun ebenso in Schutt und Asche liegen dürften wie der Gaza-Streifen. Es ist beachtenswert, dass dieser vor dem Oktober 2023 verfasste Beitrag seinen Platz im nach diesem Datum erschienen Sammelband nicht verloren hat. Nicht, weil Siegmund in ihrem Beitrag Partei für eine der beiden Seiten ergriffen hätte, sondern weil sie es richtigerweise nicht getan hat. Das ist heute schwierig geworden, zumal Siegmunds Neutralität zur Folge hat, dass sie nicht davor zurückschreckt, die schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen beider Konfliktparteien zu benennen.

Der Beitrag „Flüchtlingsaufnahme und Asylgewährung – ein Beitrag zum Frieden?“ von Ursula Liebing gibt zunächst einen umfassenden Überblick über drei Sachverhalte, die bei der Diskussion um Asylsuchende gern ausgeblendet werden. Erstens die große Heterogenität der Geflüchteten und der Fluchtursachen. Zweitens die für die Bewohner einer Wohlstandsgesellschaft kaum nachfühlbaren Gewalterfahrungen und Gräuel, die Geflüchtete nicht nur in ihren Heimatländern, sondern auch während der Flucht erlebt haben. Und drittens die oft unmenschliche Behandlung, die Geflüchtete in den Aufnahmestaaten erleben. Angesichts des Narrativs der „Wirtschaftsflüchtlinge“ und der politisch immer wirkungsmächtiger werdenden Abschiebungslogik ist Liebing in diesem Teil ihres Beitrags ein hervorragendes Gegennarrativ gelungen. Etwas weniger überzeugend ist ihre Idee, Geflüchtete „in Mediations- und Konfliktlösungsprozessen“ (S. 213) zu schulen und darin zu unterstützen „Versöhnungsprozesse zu initiieren oder anschlussfähige Narrative bzw. gemeinsame Visionen für die Zukunft ihres Herkunftslandes zu entwickeln und an deren Realisierung zu arbeiten“ (ebd.). Das kann man machen, die Erfolgswahrscheinlichkeit dürfte aber nicht sehr hoch sein. Interessanter ist es, wenn Liebing den Umgang mit Geflüchteten als Bestandteil der Realisierung eines positiven Friedensbegriffs im Aufnahmeland schildert. Dass gerade der unsägliche Umgang mit Geflüchteten eine Umsetzung von Frieden in der weiten Auslegungsvariante in Aufnahmestaaten verhindert, wird bei friedensethischen Diskursen häufig übersehen.

In der Gesamtbetrachtung haben die beiden Herausgeber überraschend vielfältige Texte zur Friedensethik zusammengestellt. Jeder Beitrag ist lesenswert, was vielleicht auch daran liegt, dass der Sammelband keine allzu akademisch formulierten Beiträge enthält. Wer auf der Suche nach tiefschürfenden friedensethischen Ansätzen ist, sollte den Sammelband daher meiden. Wer aber auf eingängige Weise Informationen über eine ganze Bandbreite friedensethischer Fragestellungen vor dem Hintergrund aktueller Ereignisse erhalten will, dem kann der Sammelband nachdrücklich empfohlen werden.

Dr. Andreas Mayert
Wissenschaftlicher Referent für Sozialökonomik
Sozialwissenschaftliches Institut der EKD
andreas.mayert@si-ekd.de

Yasmine Chehata, Andreas Eis, Bettina Lösch, Stefan Schäfer, Sophie Schmitt et al. (Hrsg.)

Handbuch kritische politische Bildung

Reihe: Politik und Bildung – Band 95

Wochenschau Verlag, Frankfurt am Main 2024, 59,90 €, 605 S.,
ISBN 978-3-7344-1594-4

„*Demokratie [ist] die einzige politisch verfasste Gesellschaftsordnung, die gelernt werden muss* – immer wieder, tagtäglich und bis ins hohe Alter hinein". Mit dieser Äußerung von Oskar Negt eröffnet einer der Artikel, der sich schwerpunktmäßig mit politischer *Erwachsenen*bildung befasst (S. 340). Und er begründet damit die Voraussetzung und die Relevanz Politischer Bildung: Demokratien sind Voraussetzung für Politische Bildung (nicht nur politische Erziehung) und Politische Bildung – lebenslang – ist erforderlich, weil Demokratien keine Bestandsgarantie haben. Eine Einsicht, die derzeit bedrückend aktuell ist.

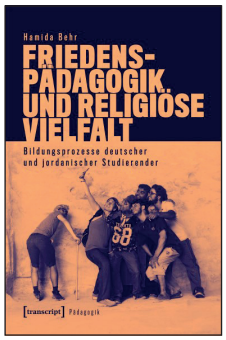
„Handbuch kritische politische Bildung", so der Titel des Bandes, der keinen Zweifel daran lässt, welche umfassende Aufgabe sich die Herausgebenden gestellt haben. Vorgelegt wird die völlig überarbeitete Neuauflage der Erstausgabe des Handbuchs aus dem Jahr 2010. Es reflektiert veränderte gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen seit 2010 und greift Themenfelder verstärkt auf, die in der Zwischenzeit weiter an Bedeutung gewonnen haben, wie digitale Transformation, Klimakrise, Antirassismus und postkoloniale Ansätze. Auch die seit 2010 weiterentwickelte theoretische Diskussion zur Politischen Bildung integriert das Handbuch, seien es Impulse aus verschiedenen Theorietraditionen, wie zum Beispiel der „Dekolonialität" oder „Intersektionalität".

Entsprechend der umfassenden Aufgabenstellung ist das Handbuch systematisch aufgebaut. Zentrale Annahmen und Begründungen kritischer Politischer Bildung bilden das notwendige Fundament (Kapitel 1), um über gesellschaftliche Schlüsselprobleme, Krisen und mögliche Alternativen nachzudenken (Kapitel 2). Anschließend befasst es sich mit Bedingungen und Handlungsräumen in Feldern kritischer Politischer Bildung. Vertiefend wird dabei auf Politische Bildung in Schule (Kapitel 3), in non-formalen Kontexten und Sozialer Arbeit (Kapitel 4) sowie in sozialen Bewegungen und Selbstorganisationen (Kapitel 5) eingegangen. Abschließend leistet das Handbuch eine kritische Bestandsaufnahme von Strukturen und Finanzierungsproblematiken der institutionalisierten Politischen Bildung im non-formalen Bereich (Kapitel 6).

Der Band bietet viele Möglichkeiten zu einem vertieften Verständnis der aktuellen Lage politischer Bildung, ihrer Entwicklung, ihrer Widersprüche und ihrer Strukturen. Wenn er sich begrifflich und konzeptionell mit kritischer Erwachsenenbildung oder kritischer politischer Erwachsenenbildung auseinandersetzt, wird eine Lust an begrifflicher Differenzierung und Exaktheit in der Verortung vorausgesetzt. Insgesamt liest sich das Handbuch an vielen Stellen voraussetzungsvoll und benötigt ein Grundverständnis politischer Bildung und ihrer Diskurse. Wer mit dem Handbuch eine niederschwellig umsetzbare Handreichung für die Praxis von Erwachsenenbildung erwartet, wird womöglich enttäuscht. Allerdings dürfte darin auch weder Ziel noch Konzept des Bandes liegen, in dem zum Beispiel im Beitrag von Zeuner und Schudoma „Politische Erwachsenenbildung" (S. 340–349) herausgearbeitet wird, dass Ausgangspunkt kritischer Bildungsprozesse individuelle aus Lebens- und Alltagswelt entstammende Erfahrungen sind, die im Diskurs mit anderen auf vergleichbare Strukturen und somit gesellschaftliche Bedingungen und Zusammenhänge bezogen werden können. Unter anderem im Beitrag von Holzer „Das Politische der Erwachsenenbildung – kritische Einsprüche und eingreifendes Engagement" (S. 350–358) wird thematisiert, dass sich die kritische Erwachsenenbildung gerade dadurch kennzeichnet, dass sie Gesellschaft nicht nur als politisches Verhältnis versteht, sondern ihre Veränderung als möglich und notwendig erachtet – mit der Konsequenz, dass politische Eingriffe zu kritischer (politischer) Erwachsenenbildung gehören.

Die Beiträge zeigen wiederholt Perspektiven auf, auf Grundlage der theoretischen Überlegungen über Ansätze für Bildungsformate, (politische) Eingriffe, oder Entwicklungsperspektiven von Bildungsarbeit nachzudenken. So ist das Handbuch nicht nur an Menschen gerichtet, die am akademischen Diskurs oder dem übergeordneten konzeptionellen Verständnis kritischer Politischer Bildung interessiert sind. Sofern man sich auf die (erforderlichen) vertieften Überlegungen einlässt, die im Handbuch entfaltet werden, bietet es reichlich Anlässe zur Inspiration und Irritation für Programmplanende oder in Politischer Bildung Tätige, die mit dem Handbuch Anregungen dazu erhalten, ihre Praxis Politischer Bildung in den großen Kontext zu setzen, sie zu hinterfragen und zu entwickeln.

Michael Glatz
Comenius-Institut
Evangelische Erwachsenenbildung – Bundesverband
glatz@comenius.de



Hamida Behr

Friedenspädagogik und Religiöse Vielfalt

Bildungsprozesse deutscher und jordanischer Studierender

transcript Verlag, Bielefeld 2024, 264 S, 46.- €
ISBN: 9783839467992

Hamida Behr beschäftigt die Frage, wie Verständigung zwischen Angehörigen unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen in Lehr-Lernkontexten besser gelingen kann. Ihr Anspruch ist es, nicht nur die (religiöse) Diversität unserer Gesellschaft ernst zu nehmen, sondern auch bestehende Macht- und Ungleichheitsstrukturen zu bearbeiten, sodass alle gestärkt aus dem Lernprozess herausgehen können.

Ihr Forschungsprojekt, das an der Universität Hamburg im Fachbereich Erziehungswissenschaften durchgeführt wurde, sieht sich in der Weiterentwicklung der „Pädagogik der Unterdrückten", einer Bildungstheorie, die von Paolo Freire ab circa 1961 entwickelt und in den 1970er-Jahren weltweit bekannt und diskutiert wurde. In Deutschland hat sie insbesondere in kirchlichen Kreisen nachhaltig Wellen geschlagen. Behrs Forschungsfrage ist direkt aus dem befreiungspädagogischen Ansatz von Freire abgeleitet: „Gesucht wird […] nach einer Theorie für die Praxis einer interreligiös dimensionierten, friedenspädagogisch orientierten und gesellschaftsbezogenen Bildungsarbeit" (S. 40). Behr hält Freires Kritik an herkömmlichen Bildungssystemen („Bankiers-Methoden") und den Mythos der Chancengleichheit, welcher Dominanzstrukturen, Abwertungen und Ausgrenzungen verschweigt und verkennt, immer noch für hochrelevant in post-kolonialen Staaten. Sie kritisiert dagegen die Dichotomien, die seine Arbeiten durchziehen (beispielsweise die Einteilung der Menschen in Täter und Opfer), kann sich aber eine friedenspädagogische Praxis ohne Anerkennung und Bearbeitung der grundlegenden gesellschaftlichen Ungleichheiten nicht vorstellen. Auch Freires „Methoden", wie zum Beispiel die Suche nach generativen Themen der Betroffenen oder sein theaterpädagogisches Experimentieren, werden von ihr gewürdigt und im Folgenden aufgegriffen. Weiterführende Anstöße entnimmt sie dem US-amerikanischen Friedensforscher John Paul Lederach und dem norwegischen Friedensforscher Johan Galtung, die Konflikte und subtile Formen von Gewalt als Chance sehen, die Perspektive Betroffener aufzugreifen, um der Zielperspektive Frieden näherzukommen.

Bezogen auf den deutschen Kontext ist es in dieser Perspektive bedeutsam, die Abwertungen zu erkennen, mit denen Religionen wie der Islam, das Judentum oder der Hinduismus gesellschaftlich konfrontiert sind. Religionen werden in unseren Diskursen, die durch die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft geprägt sind, innerhalb einer hierarchischen Ordnung thematisiert. Zugehörigkeiten, Ausschlüsse und Bewertungen sind eng damit verbunden. Obwohl für die meisten Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft das Thema „Religion" persönlich immer unwichtiger wird, wird es gern zur zentralen Kategorie von Menschen/Kulturen der Minderheiten gemacht. Andere Differenzlinien zum Beispiel sozialer Art werden auf diese Weise unsichtbar. Hamid Behr reflektiert hier – bezugnehmend unter anderem auf Mecheril & Messerschmid – die Prozesse des „Othering", des antimuslimischen Rassismus, der christlich-säkular-westlich geprägten Blicke auf andere Religionen, und benennt die daraus resultierende befreiungstheologische Fragestellung: Wie kann vor diesem Hintergrund religiöse Bildung mit friedenspädagogischer Perspektive entwickelt werden?

Der zentrale Teil des Buches beschäftigt sich folgerichtig dann mit der Fallstudie *„Spirals of Dialogue in Jordan"*. Behr konzipierte diesen Bildungsprozess zwischen einer überkonfessionell zusammengesetzten Gruppe von deutschen und jordanischen Studierenden exemplarisch, um ihn fruchtbar zu machen für neue konzeptionelle Ansätze. Dargestellt werden unter anderem die Positionierung der Verfasserin, die Lehrinhalte und Methoden der Dozierenden mitsamt ihren Hintergründen, die Analyse der Einstellungen und generativen Themen der Teilnehmenden zu Kultur und Religion sowie der Lehr-Lernprozess. Sechs Teilnehmende porträtiert sie dabei durchgängig genauer, neben den Fragebögen und Reflexionen, die von allen am Ende ausgefüllt werden.

Im Schlussteil finden sich daraus entwickelte Thesen, die für die Erwachsenenbildung, aber auch für die Diskussionen um die Zukunft des Religionsunterrichtes beziehungsweise des islamischen Religionsunterrichtes in Deutschland einiges hergeben. Behr sieht eine große Stärke des von ihr vorgestellten friedenspädagogisch-partizipativen Ansatzes darin, dass die Teilnehmenden sich nicht religiös verorten müssen. Im pädagogischen Prozess soll von Anfang an die Vielfalt fokussiert werden. Behr distanziert sich von Modellen des „Begegnungslernens" (S. 229f), die auch im evangelischen Raum vertreten werden. Dabei befasst sich eine positionierte Gruppe (zum Beispiel im evangelischen Religionsunterricht) mit einem Thema (etwa Fasten), was dann einer anderen positionierten Gruppe vorgestellt wird. Sie plädiert für neue Formen religiöser Bildung, „bei der Lernende nicht […] festgeschrieben werden, sondern die Spielräume für gegenwärtige religiöse Praktiken, Selbstverständnisse und Glaubensformen thematisiert werden" (S. 230), um das „Othering", das Andersmachen der anderen durch religiöse Bildung, nicht noch zu verstärken. In der Evangelischen Erwachsenenbildung sind die Lerngruppen zwar von Jahr zu Jahr weniger „rein" evangelisch, aber gerade in Formaten der religiösen Bildung ist die Perspektive der evangelischen Sozialisation dominant. Darüber hinaus ist in der gesamten öffentlich geförderten Weiterbildung die große Mehrheit der Lehrenden *weiß* und zugehörig zur Dominanzkultur. Begegnungen sind ein beliebtes Format in der interreligiösen Bildung. Behr weist nachdrücklich darauf hin, dass diese Formate in der Gefahr stehen, gängige Mythen und Machtverhältnisse zu bestärken und Menschen durch zu feste und einseitige Zuschreibungen weder zu schützen noch zu empowern.

Abschließend formuliert Behr Grundsätze für eine im friedenspädagogischen Sinn weiterentwickelte religiöse Bildung (S. 236). Dazu gehört unter anderem, dass das Dozent:innenteam die Vielfalt der Teilnehmenden widerspiegelt und Rassismus kritisch agieren kann, dass die Differenzlinien und Einteilungen in interreligiösen Kontexten hinterfragt und verschoben werden, dass biografische individuelle Erfahrungen (auch verletzende Grenzerfahrungen) der Teilnehmenden kreativ bearbeitet und dekonstruiert werden.

Der Studie von Hamid Behr ist eine breite Rezeption und Diskussion zu wünschen, um auch die bestehenden religionspädagogischen Konzepte kritisch zu hinterfragen und weiterzuentwickeln.

Antje Rösener
Geschäftsführerin Ev. Erwachsenen- und Familienbildung Westfalen und Lippe e. V., Dortmund
antje.roesener@ev-bildung.de

Ralf von den Hoff, Gorch Pieken (Hg.)

Prinzip Held*

Von Heroisierungen und Heroismen

Wallstein-Verlag, Göttingen 2024, 264 S., € 28,00
ISBN: 978-3-8353-5581-1
Auch im Open-Access.

„Prinzip Held*“ ist der Titel der vorliegenden Publikation, ein Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in Berlin – soweit nichts Ungewöhnliches: Helden:innen, Heroismus und entsprechende Ausstellungen haben Konjunktur. Ungewöhnlich ist allerdings der Ort der Ausstellung: das Militärhistorische Museum der Bundeswehr Flugplatz Berlin-Gatow. Ungewöhnlich sind auch die Kooperationspartner. Da ist hier die Universität Freiburg mit ihrem Sonderforschungsprojekt 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen von der Antike bis zur Moderne“. Und dort das „Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr“. Was also findet sich im wissenschaftlich-medialen Crossover von akademischer Wissenschaft und Bundeswehr? Zunächst finden sich hier elf Beiträge, zehn davon aus der Mitarbeit im Sonderforschungsprojekt, einer aus dem Bereich der Bundeswehr, sodann eine Führung durch die Ausstellung. Die Schwerpunktthemen der Beiträge bilden im Wesentlichen die Matrix der Ausstellung. Im Übersichtsbeitrag formuliert Ralf von den Hoff, Professor für Orientalistik, das Leitziel: das Heroische als bleibend kulturelles und soziales Phänomen wissenschaftlich fundiert besser verständlich zu machen und zu erforschen, wie das Heroische in den Zeiten und über diese hinweg entsteht und besteht. Dazu entwickelt er eine Matrix, neun Bausteine des Heroischen: ein Held hat ein Publikum, lebt in Medialisierungen und Polarisierungen, lebt in und durch Grenzüberschreitungen, Handlungsmacht und Einsatz, wird Vorbild, gerade in der Maskulinität. Dem gehen die einzelnen Beiträge nach und das formatiert die Ausstellung.

Buch wie Beiträge leben weniger von Heldendefinitionen oder Heroismusdiskursen, vielmehr von einer Fülle von Beispielen und Bildern, machen anschaulich, was Heldentum ist – und lösen damit ein wesentliches Element des Heldentums ein. Es gibt keine Held:innen ohne Geschichten, ohne Erzähler oder ohne Publikum – und inszenieren somit, was die Ausstellung dann einlösen soll: Held:innen sehen, dabei sich selbst sehen und so Einsichten gewinnen. Das Buch ist im guten Sinn ein Bilderbuch mit Überraschungen.

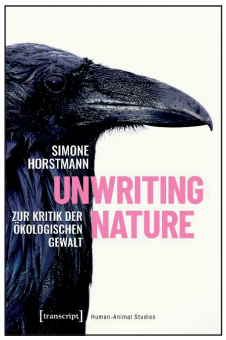
Heldentum nicht isoliert zu betrachten, sondern vom Publikum auszugehen, das Held:innen inszeniert und medialisiert, ist damit auch ein folgerichtiger Einstieg in die Thematik: Held:innen werden gemacht und haben Gebrauchswert. Diese Funktionsweisen beschreibt Anne Hemkendreis in ihrem Beitrag „Held:innen und ihr Publikum“ (S. 26–45). „Die Wirkmacht des Heroischen erweist sich folglich als ein Ergebnis des Zusammenspiels aus heroischer Darstellung (in Motiv und Stil), dem Präsentationskontext des Werkes (etwa einem Museum) und der emotionalen Teilhabemöglichkeit an einem geteilten Wahrnehmungserlebnis“ (S. 42). Ein schönes Beispiel für Medialisierung bringt Vera Marstaller, in dem sie die mediale Heroisierung von Lionel Messi und Diego Maradona in den Blick rückt. Zentral ist dabei ein Deckenkunstwerk in einer Trainingshalle eines Sportvereins in Buenos Aires von 2014, das die Szene „Erschaffung Adams“ von Michelangelo aufnimmt. Dabei werden beide Fußballer in den Himmel gehoben und als Gottvater und Gotteskind in Beziehung gesetzt und auch die Geschichte von der „Hand Gottes“ ist impliziert: Bei der Fußballweltmeisterschaft 1986 nahm Maradona seine Hand zu Hilfe, um ein irreguläres Tor zu erzielen, und interpretierte dies als Eingriff der Hand Gottes.

Heldengeschichten sind offene Geschichten, „und lassen sich als Arbeit an gesellschaftlichen Grenzen (boundary work) begreifen.“ (Tobias Schlechtriemen, „Grenzüberschreitung“, S. 96–113, hier S. 110).

Einen für die Heldenikonografie eher überraschenden Beitrag bringt Frank Reichherzer, Wissenschaftlicher Oberrat bei der Bundeswehr, ein: Es geht um „The best kicked goal in history“ unter dem Titel „Mit dem Fußball durch Niemandsland. Suchfelder des Heroischen in der Sinnlosigkeit des Massenkrieges“: Die zugrundliegende Story ist so schlicht wie verrückt: Am 25. September 1915 frühmorgens nahm der Soldat Frank Edwards einen Ball mit an die vorderste Front. Der Pfiff zum Angriff ertönte und Frank Edwards schlug den Ball ins Niemandsland mit den Worten „Play up, London irish“. Diese Szene, die das Schlachtfeld zum Spielfeld macht, wurde dann vielfältig heroisiert. Dabei lenkt Reichherzer den Blick auf die Grundsituation der Ausweglosigkeit und der Sinnlosigkeit des Massenkrieges. „Wenn nahezu alle Möglichkeiten der Deutung erschöpft sind, um Handlungen und Ereignissen Sinn zu verleihen, […] dann schlägt die Stunde des Heroischen. Das Sinnlose ist die Heimat vieler Held:innen – bis heute“ (S. 204). Ein starkes Gegengewicht gegen die Sinnsuche im Heroischen.

Diese kulturhermeneutische Perspektivierung, der Gang durch die Geschichten des Heroischen ist erkenntnisreich und entdeckungsoffen, hat aber auch ihren Preis: die Entkontextualisierung des Heroischen. Denn so allgemein das Heroische ist, so offen ist die Frage, warum sie zu bestimmten Zeiten in bestimmten Formen und Vorstellungen auftauchen. Krisen, so wäre ein möglicher Ansatzpunkt, sind Geburtsstunden der Held:innen, Bühnen für die Inszenierung des Heroischen. Damit ist aber die Frage verbunden, warum denn gerade in der Gegenwart das Heroische Konjunktur hat. Sind Held:innen Inszenierungen die Rettung oder der Brandbeschleuniger in Krisen – und welche Kriterien sind dafür relevant? Damit ist eine weitere Frage verbunden. Die durchaus überraschende Verknüpfung von akademischen Heldendiskursen und einer Bundeswehrausstellung hätte erwarten lassen, dass gerade die deutsche Heldengeschichte der letzten hundert Jahre, die sich vor allem im Militärischen spiegelt, ins Blickfeld wissenschaftlicher Nachfrage kommt. Und dass die Instrumentalisierung des Heroischen auf den Schlachtfeldern und die „Entsorgung“ der Opfer im Heldentod und in der Erinnerungskultur am Heldendenkmal beleuchtet wird. Bruchstücke davon finden sich in manchen Beiträgen und Exponaten der Ausstellung. Eine fokussierte Wahrnehmung, die auch sozialethische Bausteine aufnimmt, fehlt. Es fehlt auch eine Beschreibung der Intentionen einer Bundeswehreinrichtung, das Heroische auszustellen. Die Ankündigung zur Ausstellung klingt verheißungsvoll: „Heroisches? Helden? Rumms! […] Mit Wissenschaftler:innen der Uni Freiburg, die sich 12 Jahre mit dem Thema beschäftigt haben? Zischhhhh! Gemeinsam mit dem Militärhistorischen Museum der Bundeswehr? Wooooops? Boing. Oh wirklich?“ (S. 214). Aber über diesen onomatopoetischen Auftakt hinaus kommt nichts mehr. Pschhhhh.

Prof. Dr. Hans Jürgen Luibl
Honorarprofessor für Medienwissenschaften,
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg
hj.luibl@t-online.de



Simone Horstmann

Unwriting Nature

Zur Kritik der ökologischen Gewalt

44,99 €, 264 S., Bielefeld 2024,
transcript
ISBN: 978-3-8394-7119-7

In ihrem Aufsatzband mit dem Titel „Unwriting Nature. Kritik der ökologischen Gewalt" zeigt die katholische Theologin und Ethikerin Simone Horstmann, wie religiöse und säkulare Ökologiediskurse auf paradoxe Weise zur Legitimation der Gewalt an nichtmenschlichen Tieren beitragen und setzt dem eine an tierlicher Subjektivität orientierte Schöpfungstheologie und -ethik entgegen. Horstmann, derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Katholische Theologie der TU Dortmund, ist bereits mit mehreren Arbeiten zum Forschungsfeld der Human-Animal-Studies hervorgetreten. Dieser Band sammelt thematisch verwandte und überwiegend bereits an anderer Stelle veröffentlichte Aufsätze mit dem Ziel, „der vielfach unkritischen *Um-Schreibung* der Theologie, ihrer Metamorphose zu einem Additum ökologischer Rationalität, eine Suchbewegung entgegenzusetzen", die sich nicht „an der Naturemphase des *Nature Writing* beteiligt" und stattdessen „das Projekt *Unwriting Nature* im Fokus" hat (S. 11). Horstmann wendet sich damit gegen einen Trend zur theologischen „(Selbst-) Ökologisierung" (S. 9). Im Bemühen um gesellschaftliche Relevanzgewinne seien die monotheistischen Religionen zwar bemüht, sich einen grünen Anstrich zu verpassen, büßten in der Angleichung ihrer Schöpfungstheologie an die Ökologie jedoch ihr naturalismuskritisches Potential ein, was dazu führe, dass sie unterschwellig an einer Naturalisierung der Gewalt gegenüber Tieren mitwirkten. Horstmann zufolge führt der Pakt der Theologien mit dem Ökozentrismus und seiner normativen Gleichwertigkeit aller Lebewesen sowie seiner Forderung nach ökologischem „Entanglement" (Donna Haraway) dazu, dass alles, was lebt, undifferenziert als gleichrangig eingestuft werde. Jene „normative Unklarkeit" leite die theologischen Ökologien dazu an, „performativ doch wieder anthropozentrische Formen der Vorzugsbehandlung in ihre Logiken hineinzuschmuggeln" (S. 14) und dadurch Gewalt an Tieren pragmatisch zu rechtfertigen. Das überwunden geglaubte anthropozentrische Ordnungsprinzip der „scala naturae" setze sich im praktischen Umgang mit Tieren wieder in Geltung. Bleibe doch die Erfahrung der Bedrohtheit menschlichen Lebens durch die „Natur" der unhintergehbare Ausgangspunkt, um aus ökologischen Zusammenhängen herauszutreten und anthropozentrische Lebenskonzepte zu entwickeln. Nicht das Töten anderer Lebewesen sei das „historische Apriori menschlicher Erfahrungen", sondern „selbst Opfer zu werden, selbst gefressen zu werden oder mitansehen zu müssen, wie andere Menschen von Raubtieren verletzt, verstümmelt, getötet und gefressen werden" (S. 83). Die Forderung nach mehr Verbundenheit (Entanglement) mit der Natur übergehe deren reale Lebensbedrohlichkeit, deren Erfahrung sich tief in die Religionen und Weltanschauungen eingeschrieben habe und sich subkutan zur praktischen Bevorzugung der eigenen Spezies bis hin zur Rechtfertigung des Schlachtens und des Verzehrs von Tieren fortsetze. So reproduziere der Ökozentrismus dialektisch die Erfahrung des Ausgeliefertseins an die Natur als tief in der Menschheitsgeschichte verankerte Ursache des Anthropozentrismus. Horstmanns These lautet: „Der Anthropozentrismus reagiert (…) gerade auf die Erfahrung seiner radikalen Negation und insofern auf die Erfahrung einer ihm vorausgehenden Anthropo-de-zentrierung. Er kann daher nur als kontrafaktische Erwiderung auf die Erfahrung begriffen werden, dass und wie Menschen sich in ihrer Subjektivität als radikal bedroht vorfanden, nicht selten durch jene Größe, die heute unter dem Begriff des Ökologischen oder des Natürlichen zusammengefasst wird" (S. 15). Der Versuch der Schöpfungstheologien, ihre anthropozentrischen Traditionen durch Übernahme ökologischer Konzepte zu überwinden, schlage in einen performativen Naturalismus um. Um der Theologie dennoch Zugänge zur ökologischen Wende zu eröffnen, schlägt Horstmann vor, dass die Schöpfungstheologie „sich in normativer Hinsicht bewusst vom *ökologiefernsten* Pol westeuropäischer Theoriebildung her begreift, nämlich vom Subjekt. (…) Nur, indem sie Subjekte als Entstehungsort von Bedeutung begreift, die um ihrer selbst willen moralisch wichtig sind, kann sie die Voraussetzung für eine zukunftsfähige Ökologie schaffen. Denn ein wirklicher Handlungsgrund, der uns motiviert, die natürliche Mitwelt nicht nur als instrumentelle Ressource zu betrachten (…), sondern sie als unmittelbar schützenswert zu verstehen, ergibt sich nämlich nur aus der Wahrnehmung anderer Subjekte, die um ihrer selbst willen schützenswert sind" (S. 70). Gesucht sei eine Schöpfungstheologie, „die Sensibilität und intellektuelle Differenzierungsfähigkeit angesichts realer (Menschen ebenso wie die allermeisten Tiere) und vermeintlicher Subjekte (Ökosysteme, Planeten, Flüsse & Co.) beweist" (S. 70f.).

Das Themenspektrum der Beiträge dieses Bandes reicht von der Exegese (z.B. Gen 1,28), über Dogmatik (z.B. Zwei-Naturen-Lehre) und Ethik (z.B. Tierverzehr) bis hin zur Didaktik (Darstellung von Tierleid im Unterricht). Horstmanns Analysen sind pointiert, originell und regen durchgängig zum Weiterdenken an. Zugleich sind sie gut lesbar, reich an Beispielen und anschaulichen Illustrationen. Eine Ausnahme bildet die Einleitung, in der sich viel dialektische Begriffsakrobatik, aber nur wenige Nachweise oder Konkretionen finden. Ein kritisches Gespräch mit Horstmann ließe sich ausgehend von ihrer – als naturalistisch dekonstruierbaren – These aufnehmen, dass die religiösen und moralischen Rechtfertigungen von Gewalt an Tieren an der primordialen Erfahrung der Bedrohung durch nicht-menschliche Prädatoren hängen. Die „Prädator"-Metaphorik leuchtet zwar einiges aus, was als „gegeben" erscheint, verdeckt aber vieles andere, was die Metapher des „Entanglements" an ethisch relevanten biologischen Phänomenen in den Blick rückt. Auch ließe sich kritisch diskutieren, ob Lebensbedrohung und Selbsterhaltung den Ausgangspunkt einer (Tier-)Ethik der Subjektivität bilden sollten oder nicht eher die Antwort auf den Anspruch des anderen Lebewesens und mit ihr eine responsive Form von Subjektivität. Unbeschadet dieser kritischen Anfragen sei dieser Aufsatzband allen, die an Human-Animal-Studies aus ethischer, theologischer und didaktischer Perspektive interessiert sind, mit Nachdruck zur Lektüre empfohlen.

Prof. Dr. Stefan Heuser
Technische Universität Braunschweig
Institut für Ev. Theologie und Religionspädagogik,
s.heuser@tu-braunschweig.de

Lindsey Stonebridge

Wir sind frei, die Welt zu verändern

Hannah Arendts Lektionen in Liebe und Ungehorsam

C.H. Beck, München 2024, 351 S.
26,00 €
ISBN 978 3 406 81467 9

In ihrem 2011 erschienenen Buch „The Judicial Imagination" hat sich die Literaturwissenschaftlerin Lindsey Stonebridge mit der Frage befasst, wie eine Gruppe von Autorinnen, die nach dem Zweiten Weltkrieg über Kriegsverbrecherprozesse berichteten, so über die ihnen zugrundeliegenden Menschheitsverbrechen schreiben konnten, dass sowohl die Ungeheuerlichkeit der Geschehnisse als auch die Ursachen ihrer ständigen Wiederholung an anderen Orten und mit anderen Täter:innen verstanden werden. Eine dieser Autorinnen war Hannah Arendt. Ihr Bericht über einen Kriegsverbrecherprozess beantwortete die obige Frage, Ruhm und Ehre brachte ihr das aber nicht ein – doch dazu später.

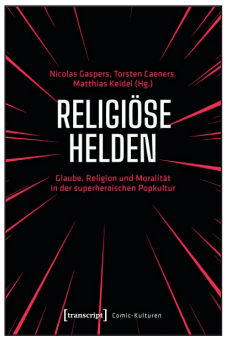
Im hier besprochenen Buch beschäftigt sich Stonebridge ausschließlich mit Arendt. Stonebridge erweist sich dabei vor allem als versierte Erzählerin. Zum Teil eine Biografie Arendts, zum Teil eine umfassende Bestandsaufnahme der Menschen, deren Denken und Handeln prägenden Einfluss auf Arendt hatten, zum Teil eine Diskussion von Arendts Philosophie und politischer Theorie, berührt das Buch so viele Themengebiete, dass es in untalentierten Händen leicht zu einer literarischen Katastrophe hätte werden können. Stattdessen weist es die im Sachbuchgenre seltene Eigenschaft auf, dass man es, einmal begonnen, nur schwer wieder aus der Hand legen kann. Das liegt auch daran, dass das Buch im positiven Sinne sprunghaft ist. Auch wenn sich Schilderungen der Kindheit Arendts in der ersten Hälfte und ihre letzten Lebensjahre im letzten Kapitel des Buches befinden, folgt es nicht chronologisch wichtigen Lebensereignissen Arendts, sondern dem Jahrzehnte überspringenden Entwicklungsprozess ihrer Ideenwelt. Die einzelnen Kapitel greifen dabei Kernelemente ihrer Philosophie auf: Denken, Handeln, Lieben, Neues erschaffen, Urteilen und nicht zuletzt: ungehorsam sein. Etwas unglücklich klingen die Titel einiger Kapitel, so als würden hier Lebensratschläge erteilt („Wie man denkt", „Wie man liebt"). Das Buch ist aber keine Fundgrube philosophischer Weisheiten, sondern beschreibt vor allem, wie Arendt selbst dachte und liebte – und wie diese Charakterzüge nicht nur ihr Leben, sondern auch ihre Philosophie beeinflussten.

Stonebridges Buch ist immer dann vollauf überzeugend, wenn die Grundzüge der Arendtschen Philosophie nicht nur erläutert, sondern mit den Lebenserfahrungen Arendts und den Personen ihres Umfelds verbunden werden, sodass der für Arendt typische, beinahe ununterbrochene Denkprozess ebenso erfahrbar wird wie ihre Neugierde, ständig Neues zu entdecken oder Altes nochmals in einem anderen Licht zu sehen und, wenn nötig, zu revidieren – wie ihre anfänglichen Irrwege, wenn sie über die „Rassentrennung" in den USA der 1950er-Jahre schrieb. Es ist besonders lobenswert, dass Stonebridge auch diese dunkle Seite Arendts nicht verschweigt, denn sie ist wenig bekannt. Arendt war zwar häufig ihrer Zeit voraus, aber nicht, wenn es um „Rassenkonflikte" ging. Es ist einigermaßen erschütternd zu lesen, dass Arendt in der „sozialen Sphäre" des alltäglichen Miteinanders Diskriminierung auf Grundlage der Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Rasse" für ganz natürlich hielt. Auch warnte sie davor, die „Rassentrennung" zu schnell zu beenden, weil sie Pogrome der Weißen fürchtete. Sie entschuldigte sich später dafür. Unfehlbar war Arendt nicht.

Weniger überzeugend ist Stonebridges Buch immer dann, wenn es politisch wird. Arendt war eine hochgradig politisch denkende Person und gerade das brachte ihr eine erhebliche Zahl an Feinden und verlorenen Freunden ein. Sie nahm kein Blatt vor den Mund. Stonebridge tut das hingegen schon. Das wird besonders bei ihrer Beschreibung der Kontroverse um Arendts Buch über den Eichmann-Prozess deutlich. Wohl an keiner anderen Stelle ihres Lebens kollidierte Arendts intellektuelle Unabhängigkeit auf so spektakuläre Weise mit gesellschaftlichen Konventionen, wie über bestimmte Dinge zu denken und zu schreiben sei. Arendt beschrieb Eichmann bekanntlich als eher lächerliche Gestalt und war weit weniger an ihm als an den Umständen interessiert, die es ermöglichten, dass ein mittelmäßiger Bürokrat hunderttausende Menschen in den Tod schicken konnte. Dass sie in diese Umstände auch die Zusammenarbeit eines Teils der um ihr Leben und das Leben ihrer Familien fürchtenden Opfer mit den Tätern einbezog, wurde ihr als Täter-Opfer-Umkehr ausgelegt, was einen für die damalige Zeit gewaltigen Shitstorm auslöste. Gerade an dieser Stelle wäre es hochspannend gewesen, wenn Stonebridge darauf eingegangen wäre, warum die öffentliche Skandalisierung des Eichmann-Buchs so erfolgreich war, wo doch Arendt überhaupt keinen Zweifel daran ließ, dass es sich bei den beanstandeten Schilderungen zwar um Fakten, aber gerade nicht um Beispiele für Kollaboration handelte. Die Bezüge zu aktuelleren öffentlichen Empörungswellen liegen auf der Hand, aber Stonebridge greift nicht zu. Tatsächlich bleiben selbst die Hintergründe und Motive der damaligen Anti-Arendt-Kampagne komplett im Dunkeln. Stattdessen erfahren wir viel darüber, wie sich die Kampagne auf Arendt selbst auswirkte. Mit anderen Worten: Stonebridge menschelt teilweise zu sehr und verschweigt unkundigen Leser:innen so wichtige Informationen. Auch an anderen Stellen bleiben Stonebridges politische Bezüge zu sehr an der Oberfläche hängen. So beschreibt sie Arendts auf eigenen Fluchterfahrungen beruhenden Einsatz für Geflüchtete und insbesondere Staatenlose, die quasi Menschen ohne Rechte sind. Und sie schreibt auch, dass das Thema hochaktuell sei. Aber das war es dann auch schon. Dass etwa die ehemalige Regierung ihres Heimatlandes Großbritannien zur gleichen Zeit, als Stonebridge ihr Buch schrieb, Pläne in Bewegung setzte, Geflüchtete gegen Bezahlung in eine afrikanische Diktatur zu verfrachten, findet keine Erwähnung. Und die aktuellen Bezüge zu Hannah Arendts Buch „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft" sind Vladimir Putin und Donald Trump. Das ist fantasielos und verkennt zudem die Unterschiede zwischen Totalitarismus und Autoritarismus (Putin) bzw. Kakistokratie (Trump).

Was bleibt? Stonebridges Buch ist erzählerisch stellenweise brillant, philosophisch eher leichte Kost und politisch enttäuschend. Das spricht aber überhaupt nicht gegen das Buch. Für jene, die einen Einstieg in Hannah Arendts Philosophie suchen, ist es empfehlenswert. Eine leichte Vorspeise hebt den Appetit auf die Hauptspeise, vor allem wenn sie gut schmeckt. Und Stonebridge ist eine schmackhafte Vorspeise gelungen.

Dr. Andreas Mayert
Referent für Wirtschafts- und Sozialpolitik
Sozialwissenschaftliches Institut der EKD
andreas.mayert@si-ekd.de



Nicolas Gaspers, Torsten Caeners, Matthias Keidel (Hg),

Religiöse Helden

Glaube, Religion und Moralität in der superheroischen Popkultur

Comic-Kulturen Band 1
Transcript, Bielefeld 2023, 256 S., € 39.-
ISBN: 978–3-8376-6090-6

Die vorliegende Publikation geht zurück auf ein Kolloquium im Jahr 2021, bei dem es darum ging, die religiösen Dimensionen von Superhelden im Unterhaltungsbereich (Comics, Filmen etc.) auszuleuchten. Dabei sind Superhelden klar bestimmbar. Entstanden sind sie in den 30er-Jahren in Amerika im Goldenen Zeitalter der Comics und haben ihre Erkennungszeichen: Sie haben eine besondere, meist nicht irdische Herkunft, besitzen übermenschliche Fähigkeiten oder Kräfte, sind symbolisch kostümiert, haben eine bürgerliche, aber geheime Identität und Schwachpunkte der Verletzlichkeit, vertreten einen Wertekodex unter dem Stichwort der Gerechtigkeit, denen ihr Einsatz gilt. So klar ihre Ikonisierung ist, so offen ist ihre gesellschaftliche Verortung. Sie stehen in der Tradition des, meist männlichen, Helden, der sich in der Krise unter Einsatz seines Lebens einbringt, um andere zu retten. Sie entstehen aber dort, wo der klassische Heroismus schwindet, so die These von Nicolas Gaspers in seiner Einführung „Religiöse Motivik in der superheroischen Popkultur" (S. 11–35). Superhelden kompensieren Heldenverlust mit neuer Heldenlust, allerdings unterhaltsam-ästhetisch inszeniert. Das gilt sowohl für den ersten Superhelden, Superman, entstanden in Kriegszeiten, um Heldentum zu evozieren und Amerika kriegstauglich zu machen, wie für die Gegenwart, in der das Heldentum egalisiert wurde und ästhetische Auferstehung feiert. Wobei diese Auferstehung nicht einfach die Wiederholung alter Superman-Vorstellungen ist, sondern die Gebrochenheit des Heroismus im Dark Age, auch der Comics, aufarbeitet. Auffallend, dass beim Erstarken der Super-Hero-Geschichten seit den 80er-Jahren Religion, in ihrer institutionalisierten Form selbst marginalisiert, zu einer neuen Dimension der Superhelden wird. Nicolas macht dies an vier Merkmalen fest: Die Verwendung religiös-mythischer Namen, Figuren und Stoffkreise; das Handeln in göttlicher Mission, die Verwendung von religiösen Plätzen und Schriften, die Aufnahme der göttlichen Ikonografie und Narration von Rettung und Erlösung – und die religiösen Biografien von Autor:innen und Zeichner:innen. So erhellend die Beobachtungen sind, lassen sie doch die Frage offen, warum schwächelnde Religion superheroische Auferstehung feiert und welche Religion das dann ist. Der Band bietet eine Fülle interessanter Motive, aber wenig zur Antriebskraft der Motivtransformation.

Ein Bezugspunkt des Super-Heroismus war und ist Superman. Interessant dabei, welche Veränderungen diese Figur erlebte. Dies beschreibt Torsten Caeners in seinem Beitrag „Der Mann aus Stahl ist nicht Superman" (S. 113–139). Dabei rekurriert er vor allem auf den Supermanfilm von 2013 „Man of Steel". Dieser Film ist letztlich eine Coming-out-Geschichte, in dem Ka-El, der junge Superman, seine überirdische Herkunft, die ihm seine Kräfte verleiht, verbinden lernt mit seinem irdischen Lebensort – mit klaren moralischen Werten und fürsorglichen Adoptiveltern. Am Ende hat der „Mann aus Stahl" gelernt, seine Kräfte, die auch zerstörerisch sein können, für den Erhalt des Lebens einzusetzen, er ist Superman. Schlüsselstellen dieser Heldenreise sind mit jüdisch-christlichen Motiven inszeniert. Religion, so könnte die Botschaft lauten, dient der Balance von religiöser Kraft und moralischen Prinzipien. Wer das geschafft hat, ist Superman, der nachmoderne Held.

Eine direkte Verknüpfung von Superhelden mit religiösem Narrativ findet sich in der Comicserie „Second Coming". In dieser schickt Gottvater seinen Sohn Jesus, von dem er enttäuscht ist, weil er am Kreuz gescheitert ist, nochmals auf die Erde und gibt ihm einen Superhelden an die Seite, Sunstar, der alles kann, aber zeugungsunfähig ist. Diese Serie nimmt der Beitrag von Dennis Bock „Religion und Moraldiskurs im Superheldencomic" (S. 93–111) in den Blick. Eine Erstveröffentlichung bei DC/Vertigo scheiterte am Protest rechtskonservativer Kräfte. In und mit Superheldencomics wird auch ein Kampf um die Deutungshoheit zur Frage von Heldentum, Christentum und Gerechtigkeit geführt. In einer Episode gerät Jesus nach dem Besuch einer LGBTQ-Bar in eine evangelikal-protestantische Agitations-Demo. Jesus wird bedrängt, etwas zur Homosexualität zu sagen. Dabei verweist der junge Baptist auf die Bibel, auf Paulus, den Jesus, weil gestorben, nicht kennt und so antwortet: „I asked James to spread my word. I asked Peter to spread my word. I never even asked Paul to spread my word." Jesus wird niedergeschlagen und findet sich in einem Polizeiauto wieder. Gewalt ist auch hier für ihn keine Option, jedenfalls nicht gegen Menschen. Im letzten Kampf gegen Satan – Sunstar ist schon gefesselt – nimmt Jesus ein Messer und tötet Satan – und lässt damit die Frage offen, ob er damit seinen Weg dieses Mal zu Ende gegangen ist oder auf andere Weise gescheitert ist.

Ranthild Salzer sucht nach speziell christlichen Wurzeln des Superheldennarrativs in ihrem Beitrag: „Superhelden als Social-Gospel-Männer" (S. 233–249). Die Social-Gospel-Bewegung setzte gegen Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts in Amerika in Zeiten von Verarmung den Schwerpunkt auf soziale Gerechtigkeit aus Glauben. Das Problem dabei war eine Jesusfigur, die gerade in konservativen Kreisen eher sanft- und friedliebend und damit wenig aktivistisch gezeichnet war. Dagegen wurde eine eher muskulär-männliche Jesusfigur gestellt, die gerade junge Männer ansprechen sollte. Sind Superhelden Nachfolger von sozial engagierten Muskelhelden?

Eine theologische Deutung der Superhelden unternimmt Martin Ostermann in „Erlösungsbedürftige Weltenretter" (S. 209–232). Seine These ist klar: „Superhelden leben im Diesseits und ihr Kampf gegen böse Gegenspieler und der Schutz von Menschen geschieht ganz im Diesseits" (S. 210f). Superhelden sind Geschöpfe, keine göttlichen oder gottähnlichen Figuren. Sie retten die Welt nicht, schaffen auch keine neuen Welten, sondern dienen ihrem Erhalt. Und sie können so auch nicht herbeiführen, wofür Gott steht: letzte Gerechtigkeit. Dies zeigt sich bei den Superheroes der neuen Generation darin, dass sie verletzlich sind, immer wieder auch ambivalent und so auf der Suche nach Gerechtigkeit bleiben.

Die Beiträge zeigen eine Fülle religiöser Motive in den Superheldennarrativen. Was fehlt, ist eine religionswissenschaftliche Perspektive, in der die Motivwanderung verstehbar wird – bis hin zur Frage, ob Religion sich hier nachmodern weiterentwickelt: Abschiednahme von klassischer Weltenrettung hin zur Erlösung im Unterhaltungsmodus.

Prof. Dr. Hans Jürgen Luibl
Honorarprofessor für Medienwissenschaften
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg
hj.luibl@t-online.de

Martha Friedenthal-Haase

Fritz Borinski und die Bildung zur Demokratie

Geschichte eines Lebens zwischen Pädagogik und Politik

Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2023,
411 S., 49,00 Euro
ISBN 978–3-7815-2568-9

Fritz Borinski (1903–1988) zählt zu den modernen Klassikern der deutschen Erwachsenenbildung im 20. Jahrhundert und prägte sie von den 1920er- bis in die 1970er-Jahre hinein. Seine sozialdemokratische Sozialisation ab den 1920er-Jahren, seine beruflichen Erfahrungen mit der „Leipziger Richtung", sein englisches Exil, die Leitung der Heimvolkshochschule Göhrde und der VHS Bremen sowie seine akademische Orientierung an der FU Berlin von 1956–1970 verschmelzen zu einer außergewöhnlichen Persönlichkeit.

Friedenthal-Haases aktuelle Borinski-Biografie bringt dies prägnant auf den Punkt, wenn sie im Untertitel von der „Geschichte eines Lebens zwischen Politik und Pädagogik" spricht.

Die Biografie macht deutlich, dass Borinski aus der pädagogischen und politischen Praxis heraus Erwachsenenbildung verstand. Der Ausgangspunkt war die Sorge um die Menschen in einer Demokratie. Er repräsentiert einen politisch-pädagogischen Werdegang in der deutschen Bildungslandschaft des 20. Jahrhunderts, der über drei Staatsformen hinweg – Weimarer Republik, NS-Diktatur, Bundesrepublik Deutschland – ein konsequent demokratisch-humanistisches Profil aufweist.

In diesem Sinne ist Borinski aber nicht nur für die Praxis der Erwachsenenbildung wegweisend, sondern auch für ihre Akademisierung als Wissenschaft. Er politisierte – im demokratischen Sinne des Wortes – die Erwachsenenbildung und machte deutlich, dass sie nicht nur einen individual-pädagogischen Effekt hat, sondern ebenso einen integrativ-gesellschaftspolitischen Mehrwert.

Borinski wuchs in einem bürgerlich-jüdischen Elternhaus auf und studierte zunächst Jura, später auch Soziologie bei Hans Freyer und Pädagogik bei Theodor Litt. Von großer Bedeutung für sein andragogisches Engagement wurde die Bekanntschaft mit dem Staatsrechtler Hermann Heller, der maßgeblich die „Leipziger Richtung" mitprägte. Borinski wurde Lehrer, seine ursprünglich geplante Karriere als Jurist gab er auf. 1931 übernahm er die Leitung des „Seminars für Freies Volksbildungswesen".

1934 emigrierte Borinski nach England und kehrte 1947 zurück nach Deutschland. Diesen Zeitraum seines Exils kontextualisiert die Autorin sehr differenziert mit der politischen (Kriegs-)Situation in Großbritannien (S. 88–204). Im Exil plante er eine zweite Dissertation zur Staatsrechtstheorie und publizierte zur Soziologie von Internierungslagern, zur Jugendbewegung und zur VHS. Und auch persönlich veränderten diese Jahre sein zukünftiges Leben durch die Heirat mit Maja Kahn.

Im Zusammenhang mit seiner Rückkehr nach Deutschland und der Übernahme der Leitung der neu gegründeten Heimvolkshochschule Jagdschloss Göhrde lernte er Adolf Grimme und Heiner Lotze kennen. Diffizil beschreibt die Autorin diesen nicht reibungslosen Übergang vom Exil zurück nach Deutschland.

Die erste Nachkriegsstation in Göhrde endete für ihn1954, als er die Leitung der Bremer Volkshochschule übernahm, die er bis 1956 leitete. 1956 konnte er seinen lang gehegten Wunsch nach einer akademischen Tätigkeit umsetzen: Er übernahm den Lehrstuhl für Pädagogik an der FU Berlin, wo er sich anfangs jedoch nur punktuell um die Erwachsenenbildung und politische Bildung kümmern konnte.

Nach seiner Emeritierung 1970 verlegte das Ehepaar Borinski seinen Wohnsitz nach Baden-Baden. Er war dort 1973 an der Gründung der VHS beteiligt und wirkte noch einige Jahre aktiv in ihrem Vorstand mit. Unter dramatischen persönlichen Umständen verließ das Ehepaar Baden-Baden 1988 und kam in einem Bremer Seniorenstift unter. Am 4. Juli 1988 starb Fritz Borinski in Bremen.

Umfangreich und detailliert werden Freundschaften, berufliche Beziehung und Familienverhältnisse von Borinski beschrieben, ebenso wie die Tatsache, dass er nicht unumstritten war. Zu seinen Kritikern zählten beispielsweise Hellmut Becker, Hans Tietgens und Franz Pöggeler.

Borinskis Biografie wird sehr gut kontextualisiert, indem immer wieder Hintergründe und Bezugspersonen beschrieben werden, so die Leipziger Richtung, Hermann Heller, Adolf Grimme, das Leben im englischen Exil, und die hochschulpolitischen Verhältnisse an der FU Berlin. Ausführlich findet auch das Schriftwerk von Borinski Erwähnung: die intensive Analyse der Staatstheorie von Carl Schmitt im englischen Exil, seine Arbeiten zur Jugendbewegung und VHS-Geschichte und natürlich sein Hauptwerk „Der Weg zum Mitbürger" (1954).

Die Biografie zeigt, dass Borinski in den verschiedenen Stationen seines Wirkens immer auch neue Akzente für die Erwachsenenbildung setzen konnte, weil er „über den Tellerrand hinaus" schaute. Staatsrechtliches, interkulturelles, philosophisches, politisches und originär pädagogisches Denken waren ihm nicht fremd, und er nutzte dies für die Erwachsenenbildung. Borinski ging vom „großen Ganzen" aus und fragte dabei nach der Funktion der Erwachsenenbildung. Er war im Theoriediskurs dabei ebenso zu Hause wie bei methodisch-didaktischen Formatfragen an der VHS. Das Rampenlicht von akademischen oder politischen Bühnen mied er jedoch. Er war ein Beziehungsarbeiter, der im Dialog und Diskurs die Sache voranbrachte. Die Begegnung, nicht die Belehrung, war seine andragogische Leitidee. Dies verdeutlicht die Autorin sowohl anhand Borinskis Arbeit mit jungen Industriearbeitern im Leipziger Volkshochschulheim als auch anhand seiner Lehre an der TU Berlin.

Auch weist sie immer wieder darauf hin, dass es für Borinski nicht immer ein einfacher Lebensweg war und er im letzten Lebensjahr sogar in eine existenziell bedrohliche Situation geriet.

Leben und Werk von Borinski gehören, das vermittelt die Biografie, zum Basiswissen über die deutsche Erwachsenenbildung. In diesem Sinne ist Friedenthal-Haase ein Grundlagenwerk gelungen, das Eingang in die Aus- und Weiterbildung von Erwachsenenpädagog:innen finden sollte.

Die 400-Seiten-Biografie wäre vermutlich auch mit 250 Seiten ausgekommen, wenn die vielfältigen Kontexte nicht so akribisch von der Autorin bearbeitet worden wären – dann wären aber viele Details im Dunkeln geblieben und die aufmerksame Leserschaft würde spannende Rahmenbedingung nicht erfahren.

Die Hoffnung von Friedenthal-Haase, auch über den engen Fachkreis hinaus, „eine politisch interessierte allgemeinen Leserschaft" (S. 11) anzusprechen, ist optimistisch und berechtigt. Ich bin hier etwas bescheidener und sehe es bereits als einen großen Erfolg, wenn diese Biografie in den Fachkreisen auf Resonanz stößt. Sie bietet das, was wir derzeit benötigen: Die Selbstvergewisserung der Erwachsenenbildung als unverzichtbarer Bestandteil einer demokratischen Kultur.

Prof. Dr. Ulrich Klemm
Honorarprofessor für Erwachsenenbildung/Weiterbildung an der Universität Augsburg
klemm-benz@t-online.de

Haring, Nicole/Maierhofer, Roberta/ Ratzenböck, Barbara (eds.)

Gender and age/aging in popular culture

Representations in film, music, literature, and social media.

39.- €, 188 S., Bielefeld 2023, transcript
ISBN: 978-3-8376-6242-9

Die Dynamik gesellschaftlicher Transformationsprozesse in der westlichen Welt findet zunehmend im Zeichen des demografischen Wandels statt. Dabei zeigt sich, dass bislang etablierte Sichtweisen hinterfragt und insbesondere die gesellschaftlichen Repräsentationen und Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Alter und Geschlecht vielfältiger und widersprüchlicher wahrgenommen werden. Dies gilt insbesondere in Bezug auf die historisch lange Kontinuität der Dominanz männlicher Perspektiven, die hinterfragt und einer kritischen Überprüfung unterzogen werden. Dadurch entstehen zugleich neue Aufmerksamkeits- und Möglichkeitsräume der Betrachtung und des Handelns, für bis dato vielfach marginalisierte Positionierungen in den Intersektionen von Alter und Geschlecht. Dies wird insbesondere in den vielfältigen Bereichen der *popular culture* sichtbar, die auf Grund ihrer engen Verknüpfung mit dem Alltagsleben auch als Seismograf gesellschaftlicher Entwicklungen angesehen werden können. Bei der *popular culture* handelt es sich nicht um ein einheitliches kulturelles Genre oder um ein kohärentes, kulturelles Konzept, vielmehr ist sie durch eine unüberschaubar Vielfalt von Formen, Genres, Stilen und Absichten gekennzeichnet. Vor diesem Hintergrund liefert der vorliegende Sammelband weniger eine systematische Auseinandersetzung mit der Thematik. Vielmehr wird das Feld der Auseinandersetzung, auf dem sich die *popular culture* entfaltet, anhand von Schlüsselthemen abgesteckt.

Hierzu gehören (a) Beiträge zum vielfach männlich dominierten Film-Genre sowie (b) zu umkämpften Frauenperspektiven in Musik, Literatur und Social Media. Dabei werden vor allem hegemoniale Imaginationen, marginalisierte Repräsentationen und die Auseinandersetzung mit Gewaltverhältnissen in der *popular culture* fokussiert. *Popular culture* wird dabei von den Herausgebenden als ein Terrain verstanden, das durch Widerstand und Integration gekennzeichnet ist (S. 8). Auf diesem Terrain findet einerseits die Etablierung eines politischen Konsenses statt, andererseits ist *popular culture* aber auch ein Ort, an dem radikale Vorstellungen und Veränderungen entstehen und sich entfalten können (ebd.). Die Herausgebenden weisen darauf hin, dass Brüche, Diskontinuitäten, Transformationen und Asymmetrien von *popular culture* entscheidend sind, um ihre Geschichte zu verstehen. Zugleich stellt diese Form der Konzeptionalisierung von *popular culture* auch eine Herausforderung dar, da es sich hierbei um einen „melting pot of confused and contradictory meanings" handelt (ebd.).

Im Auftaktbeitrag setzt sich Leonor Acosta Bustamante mit der Tragödie von *ageing masculinity* in Paolo Sorrentinos „The Great Beauty (2013)" auseinander. Im Fokus steht der alternde Protagonist, dessen Monologe Ausdruck eines inneren Konfliktes sind, in dem das männliche Alter als Stadium der Kontemplation, des Rückblickens und der Nostalgie auf die verlorene Jugend betrachtet wird. Sorrentinos Filme sind geprägt von Darstellungen verschiedener männlicher Alpha-Protagonisten, die mit strikten Geschlechterrollen zurechtkommen müssen, um ihre öffentliche Bewunderung weiter aufrechterhalten zu können. Dem Körper kommt in dieser Perspektive von Männlichkeit eine besondere Bedeutung zu. Denn Menschen haben nicht nur Körper, sondern sie sind Körper im doppelten Sinne einer sozialen Konstruktion von Körperlichkeit und der gleichzeitigen kulturellen Regulierung, die den Körpern sozial aufgezwungen wird.

Der nostalgische Rückblick und die Sehnsucht nach der verlorenen Jugend ist auch prägend für Almodóvars Film „Cinema and Glory", den Raquel Medina in ihrem Beitrag untersucht. In einer Retrospektive werden die drei Lebensalter aus der Perspektive des hochaltrigen Protagonisten Revue passiert. Dabei vermischen sich Realität und Fiktion und die Jugend wird zum Sehnsuchtsort für medikalisierte, männliche Hochaltrigkeit. Hauptthemen des Films sind Autofiction, Fluidität, Kreativität und Sexualität. Für Raquel Medina ist das Altern im Film sowohl Ausdruck des Todes als auch Stimme des Kampfes zwischen der Zeitlosigkeit der Kunst, der Unsterblichkeit des Künstlers und der Vorstellung fluider Zeitlichkeit. Während „The Great Beauty" den Verlust von Männlichkeit in nostalgischer Retrospektive zelebriert, wird Männlichkeit in „Cinema and Glory" metaphysisch transzendiert. Beide Beiträge stehen damit für dezidiert als männlich ausgewiesene Perspektiven auf Alter und Geschlecht in der *popular culture*.

Generell ist die Dominanz männlicher Perspektiven im Film der Tatsache geschuldet, dass Frauen als Regisseurinnen stark unterrepräsentiert sind und daher kaum ausreichend Gelegenheit haben, eigene, geschlechterbezogene Perspektiven im Film zu entwickeln. Shlomit Aharani Lir und Liat Ayalan beschäftigen sich mit den Gründen für die Unterrepräsentation von Frauen als Regisseurinnen und haben für ihren Beitrag „The Celluloid Hurdles" 26 Regisseurinnen in Israel befragt. Die Ergebnisse zeigen, dass Frauen mit besonderen Herausforderungen konfrontiert sind, die ihre professionelle Entwicklung verzögern oder gar blockieren. Sie führen zu einer Marginalisierung von Frauenstimmen, die das Kino und die israelische Gesellschaft insgesamt betrifft. Die Autorinnen kommen zum Schluss, dass „the universal time measured in watches and clocks across the globe ticks differently for women in the film industry. Overt and covert obstacles that not everybody overcomes make the way impossible for some and longer for others" (S. 75).

Veränderungen setzen sich im männlich habitualisierten Filmkontext jedoch erst langsam durch. Dies zeigt sich auch, wenn Schauspieler, die zeitlose Ideale von Schönheit, Stärke und Mut repräsentieren, ihre ehemalige Filmrolle wieder aufnehmen und nunmehr gealtert fortführen. In „Be the Captain they remember" untersucht Isabella Hesse, wie die Wiederkehr des alternden Star-Trek-Protagonisten Picard von der Fangemeinde aufgenommen wird. Ihre Analyse von Facebook-Posts zeigt, dass „ageing" hier als Transformationsprozess mit vielen negativen Seiten wahrgenommen wird, zugleich aber auch Hoffnung besteht, dass das Alter gut überstanden werden kann.

Während in diesen ersten Beiträgen zur Intersektionalität von „ageing" und „gender" der Fokus auf die Auseinandersetzung mit Männlichkeit gelegt wird, steht in der Folge Weiblichkeit im Fokus. Am Beispiel des Songs „Reason I Drink" der Singer-Songwriterin Alanis Morissette, die darin ihre (anhaltende) Wut auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zum Ausdruck bringt, die Frauen hegemoniale, geschlechtsspezifische Verhaltensmuster aufzwingen, setzt sich Karen Fournier mit dem „erasing" von Frauen in den mittleren Jahren in der Rock Musik auseinander. Der Erfolg des Songs zeige nicht nur, dass es produktive und fruchtbare Wege für Frauen verschiedenen Alters in der Pop-Kultur gibt, sondern auch, dass es für ihre Musik einen Markt gibt, der insbesondere Frauen im jeweiligen Alter anspricht. Dieser „Erfolg" ist jedoch ambivalent zu beurteilen: Der Song vermittelt zwar die Botschaft, dass Frauen in jedem Alter musikalisch ihre Wut zum Ausdruck bringen können, zugleich aber auch, dass weibliche Wut – die für Frauen allen Alters immer noch ein Tabu darstellt – vor allem von älteren Frauen unterdrückt werden muss. Morissette werde die Selbstverständlichkeit einer positiven Bezugnahme auf das Gefühl der Wut verweigert, kritisiert Fournier. Dies werde in ihrem Song und vor allem auch im Begleitvideo sichtbar. Ihre Wut ist in

ihrem aktuellen Werk jedoch keinesfalls verschwunden. Dies würde das binäre Modell verstärken „in which older women are reduced to silent shells of their former youthful selves" (S. 112). In den Medien wird dieser Stereotyp einer weiblichen Künstlerin „who should ‚age gracefully' into the obscurity afforded by retirement" weiter verstärkt (S. 113). Eine vergleichbare Auseinandersetzung über das, was Frauen ansprechen und in ihrer Kunst zum Ausdruck bringen können, beschreibt Melinda Niehus-Kettler in ihrem Beitrag zur Musik von Tori Amos. Amos bricht in ihren Songs das Schweigen über verschiedene Formen von Gewalt und Diskriminierung gegen Frauen – ihre eigenen Erfahrungen als „survivor of sexual violence" thematisiert sie in den Songs „Silent All these Years" und „Me and a Gun" (S. 129). Dadurch wird sie für viele Frauen in ihrem Publikum zur Identifikationsfigur. Obwohl schmerzhaft, trägt das Teilen der „embodied (hi)stories of violence" bei den Zuhörerinnen dazu bei, sich mit den eigenen Erfahrungen auseinanderzusetzen. Dies könnte auch zu Befreiung und Selbstbestimmung führen, zu „new ways of owning ourselves and becoming the self that – sometime, somewhere, somehow – we feel we want to be" (S. 133), so die abschließende Analyse.

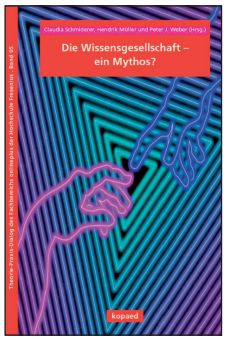
Die beiden abschließenden Beiträge befassen sich mit Literatur und Social Media. Nicole Harding fokussiert dabei auf den Roman „Girl, Woman, Other" (2019) von Bernadine Evaristo. In Evaristos Roman werden die linearen, patriarchalen und imperialen Diskurse durch die Erzählungen von Schwarzen Frauen und einer non-binären, Schwarzen Person aus unterschiedlichen Generationen in Großbritannien infrage gestellt. Auf diese Weise soll die Leerstelle einer Schwarzen britischen Literatur gefüllt werden (S. 142). Die Intersektionalität von „race, class, gender, sexual orientation, and age" wird dabei in vielfältigen, sich räumlich und zeitlich über verschiedene Kontinente und Jahrhunderte erstreckende und eng miteinander verknüpften, generativen Zusammenhängen dargestellt (ebd.). In diesem multiperspektivischen Ansatz, der durch den von Evaristo geprägten Stil der „fusion fiction" bestimmt ist, geht es auch darum aufzuzeigen, dass „the protagonists ‚roots are all over the place'" (S. 142). Hardings „annocritical reading" ermöglicht die Exploration dieses komplexen Zusammenspiels von Individualität und Kollektivität und es gelingt ihr, fiktional aufzuzeigen „how irreducibly complex social life is" (McCall zit. S. 142).

Die Auseinandersetzung mit Geschlechterperspektiven steht jedoch nicht immer im Zeichen der Dekonstruktion patriarchaler Hegemonie. Sie kann auch dazu benutzt werden, um diese aufrechtzuerhalten und zu stabilisieren. Dies zeigen Mariana Castelli-Rosa und Mariana Lins in ihrem Beitrag „‚WhatsApp Aunts'. Ageism, Sexism, and the Marginalisation of Older People in Brazilian Politics". Hier werden Stereotype von politisch rechten, älteren Frauen konstruiert und als Fake News über Social Media verbreitet. Diese werden jedoch gleichermaßen von rechts und links gegenüber älteren Frauen verwendet, die das Hauptziel von Wut und Spott in Verbindung mit der Erstürmung des Präsidentenpalastes und des Federal Supreme Court in Brasilia nach der Wahlniederlage des ehemaligen Präsidenten Bolsonaro geworden sind. Ihre von den Medien propagierte „Schuld" wird dabei auf die angebliche Radikalität von Frauen im hohen Alter zurückgeführt. Untersuchungen haben jedoch gezeigt, dass ältere Frauen über 60 Jahre nur eine von verschiedenen Altersgruppen sind, die Bolsonaro konstant unterstützt haben (S. 172). Insgesamt, so schlussfolgern Castelli-Roas und Lins, können Alters-Stereotype und Ageismus in der brasilianischen Gesellschaft nur dann bekämpft werden, wenn sie zu einem politischen Faktor gemacht werden.

Die Beiträge des Sammelbandes sind insgesamt erfrischend, spannend in der Lektüre, und durchgehend faszinierend in ihrer Analyse. Dies ist sowohl dem gemeinsamen Forschungsgegenstand geschuldet als auch der multiperspektivischen Analyse des Zusammenhangs von „gender and age/aging in popular culture" in thematisch vielfältigen Beiträgen aus Film, Musik, Literatur und Social Media.

Trotz dieser durchgängig positiven Beurteilung des Sammelbandes, muss auch auf eine Schwäche des Buches hingewiesen werden: Es fehlt ein Schlusskapitel, in dem die materialreichen Beiträge zusammenführend diskutiert, und auf ihren (erkenntnis)theoretischen Gehalt und in Bezug auf ihre forschungspraktischen Konsequenzen hin überprüft werden. Denn die hier vorliegenden Untersuchungen heben sich deutlich ab von dem, wie sozialwissenschaftliche Analysen sich üblicherweise mit Fragen von „gender and age/aging" auseinandersetzen. Nichtsdestotrotz sei dieses Buch vor allem einem an aktueller feministischer Theorie interessierten Publikum empfohlen, das sich für intersektionale, hegemoniale und postkoloniale Forschungsansätze interessiert. Ein besonderer Gewinn stellt die Lektüre in Kombination mit der konkreten Anschauung des Analysematerials der jeweiligen Beiträge dar.

Dr. Thomas Geisen, Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit in Olten (Schweiz).
thomas.geisen@fhnw.ch; www.fhnw.ch/de/personen/thomas-geisen



Claudia Schmiderer, Peter J. Weber, Hendrik Müller (Hrsg)

Die Wissensgesellschaft – ein Mythos?

160 S., €13,99, kopaed, 2024
ISBN: 978–3-96848-125-8

Der von drei Lehrenden an der Hochschule Fresenius herausgegebene Band stellt sich die Aufgabe, einen aufklärerischen Impuls über die Bedeutung des Wissens für die Gesellschaft zu setzen. Im Lichte einer Emotionskultur und immer geringer veranschlagten öffentlichen Etats für Bildungseinrichtungen und -gerechtigkeit wird nach dem Sinn des politischen und ökonomischen Labels „Wissensgesellschaft" gefragt: Ist die Wissensgesellschaft ein Mythos? Leider gibt keiner der Aufsätze eine direkte Antwort auf diese Frage. Vielmehr drängt sich der Eindruck auf, dass der aufklärerische Bestandteil des „Wissens" in „Wissensgesellschaft" zu fragil und vielleicht auch überholt ist und angesichts der polykrisenhaften Probleme am besten mit einem pragmatischen Ansatz der Kompetenzentwicklung ersetzt werden sollte. Claudia Schmiderer schreibt in ihrem Editorial vielsagend, dass der gesunde Menschenverstand gefragt sei, um das intrikate Verhältnis zwischen Wissen und Macht zu durchschauen (S. 15). Vielleicht liege es auch an der Fragilität des Wissens oder, wie Nico Stehr in seinem soziologischen Aufsatz zur modernen Wissensgesellschaft hervorhebt, an der „Zerbrechlichkeit" der Wissensgesellschaft (S. 34), weshalb, wie später durch Leonhard Fuest, lieber auf Kompetenzen und sogenannte resilientere Formen menschlicher Orientierung ausgewichen werde. Im Band ist es also weniger die Frage nach dem Mythos (oder dessen Rückkehr) als vielmehr der nüchterne und um Konstruktivität bemühte Blick auf den praktischen Kernbestand dessen, was die Politik gern als Wissensgesellschaft proklamiert.

Der Band enthält neben dem Editorial insgesamt neun Beiträge und eine Autorinnenübersicht. Die Aufsätze sind alle recht kurz und übersichtlich gehalten und jeweils durch eine ausführliche Bibliografie ergänzt. Auch wenn die Beiträge keinen Ordnungskategorien zugeordnet sind, lassen sich doch vier Beiträge als Grundlegungen des Themas Bildungsgesellschaft und fünf als praxisrelevante Untersuchungen kategorisieren.

Zu den Grundlegungen gehören meines Erachtens die Aufsätze von Nico Stehr, Peter J. Weber, Hendrik Müller und Birgit Spies. Der bereits erwähnte Aufsatz von Nico Stehr arbeitet die Kennzeichen und Entwicklungslinien von Wissensgesellschaften heraus. Im Fokus seiner Untersuchung steht die These, dass Wissen „die Grundlage und Richtschnur menschlichen Handelns in allen Bereichen unserer Gesellschaft" darstelle (S. 33). Das Handeln richte sich nach dem Wissen, weil das Wissen die Grundlage aller sozialen Interaktion bilde Kritisch steht Stehr der pauschalen Verurteilung der sogenannten Superstar-Konzerne (wie zum Beispiel Apple) gegenüber, weil dabei die Wohlfahrtsgewinne für die Bevölkerungen übersehen werden.

Peter J. Webers Beitrag führt die Unterschiede zwischen menschlichem Wissen und KI-Wissensreproduktionen vor Augen. Aufbauend auf Ferdinand de Saussures strukturalistischem Ansatz argumentiert Weber, dass menschliche Sprachfähigkeit Wissen repräsentiere. KI-Sprachmodelle, als schwache KI in Form von Wissensrepositorien oder als starke KI mit „perfekter Simulation menschlicher Kognition" (S. 48), könnten diese menschliche Fähigkeit nicht vollständig übernehmen. Weber sieht aber Ansätze einer Entwicklung gegeben, in der „Wissen in naher Zukunft nicht mehr rein menschlich, sondern zumindest hybrid sein wird" (S. 48).

Hendrik Müllers historischer Rückblick auf die Buntschriftstellerei argumentiert, dass Wissensgesellschaften keine Erfindung der Moderne seien, sondern schon immer existierten. Ausgehend von der griechischen Sophistik und anknüpfend an Foucaults Begriff der kulturellen Codes erkundet Müller die Kennzeichen der Interdependenz von Wissen und Gesellschaft anhand von „bunt zusammengestellten Werken" (S. 57), kurz Buntschriften. In Müllers Beitrag löst sich die im Titel des Bandes erwähnte „Wissensgesellschaft" am deutlichsten auf als „nicht zu rechtfertigende […] Etikettierung" (S. 60).

Die Grundlegung komplettiert Birgit Spies Arbeit zum klassischen Bildungsbegriff und der Gefahr der Halbbildung. Spies kritisiert die Aufwertung von Kompetenzförderung gegenüber dem Wissenserwerb und schreibt den „genuinen" Erziehungs- und Bildungsaufgaben der Schulen einen hohen Stellenwert zu. Zentral seien die Persönlichkeitsbildung und das reflektive Selbst- und Weltverhältnis als Eckpfeiler einer Bildungsgesellschaft (S. 101). Dennoch erstaunt, dass ihre Handlungsempfehlungen der psychischen Entwicklung einen so eindeutigen Vorrang gegenüber dem Wissenserwerb einräumen. Spies' Argument des Denkens als „Wurzel von Bildungsprozessen" (S. 104) erhält leider nur wenig Platz und Tiefe.

Interessant ist, wie die einzelnen praktischen Ausprägungen im Anschluss an Stehrs, Webers, Müllers und Spies' ausgewogenen Rahmungen analysiert werden. Allgemein lässt sich zusammenfassen, dass die anwendungsorientierten Beiträge vor allem die Chancen und Risiken der Digitalisierung abwägen. Jessica Seidenstücker hebt hervor, dass durch KI die Bildungsungerechtigkeit ein Stück weit behoben werden könnte, wenn vermehrt Chatbots im Bildungsbereich eingesetzt würden. Ihre Beispiele sind aus bildungsorganisatorischer Sicht nachvollziehbar, wenngleich bitter aufstößt, dass der Einsatz von KI als Lösung der zugrundeliegenden Kosten- und Effizienzproblematik betrachtet werden soll. Leonhard Fuest stimmt in eine Kollapsologie ein und hebt den Wert der Resilienzförderung hervor. Der Grund für die Bevorzugung des Resilienzdenkens liege im „Mangel an Zeit". Es geht aus dem Text nicht hervor, in Relation zu was dieser Zeitmangel besteht. Klar hingegen ist die Bevorzugung von wirtschaftlich generiertem Innovationswissen und Konsumverhalten gegenüber dem Nachdenken über Ethik, Pädagogik und Politik. Resilienz soll die neue wirtschaftliche Effizienz sein. Dieser nüchternen Überlegung folgen Beiträge zu Informationsüberflutung und Burnout als Nebeneffekte einer Wissensgesellschaft, zum neuen Narrativ einer Kompetenzgesellschaft und zum Wissensverlust im Gesundheitswesen.

Ist die Wissensgesellschaft ein Mythos, also eine verfehlte Selbsteinschätzung der gegenwärtigen Entwicklungen? Setzt man die einzelnen Beiträge zu einem Antwortversuch zusammen, wird zumindest ein Misstrauen gegenüber der normierenden Kraft der Wissensgesellschaft und der ökonomischen und politischen Akteure, die dieses Label benutzen, erkennbar. Interessierten Leser:innen und Verantwortungsträger:innen in Politik und Wirtschaft könnte die Lektüre deshalb augenöffnende Einblicke ermöglichen.

Martin Baesler
ist habilitierter Politikwissenschaftler und forscht als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Politische Philosophie, Theorie und Ideengeschichte der Universität Freiburg zum politischen Urteilen und zur Demokratietheorie
martin.baesler@philosophie.uni-freiburg.de

Samira Akbarian

Recht brechen

Eine Theorie des zivilen Ungehorsams

16,00 €, 172 S., München 2024, Beck
ISBN: 978-3-406-82336-7

Klebeaktionen oder Traktoren blockieren Straßen, Umweltaktivisten brechen in Schweineställe ein – Samira Akbarian geht in ihrem Band „Recht brechen" der Frage nach, wie ziviler Ungehorsam rechtlich und ethisch zu verstehen und einzuordnen ist. In vier konzentrierten Argumentationsgängen entwickelt sie eine „Theorie des zivilen Ungehorsams".

Zunächst fragt der Band in Kapitel 1 unter der Überschrift „Recht brechen" (S. 17–47) , wie sich „unbedingter Gesetzesgehorsam" fordern lässt und kommt unter anderem in Auseinandersetzung mit Sokrates und dessen Begründungsstrategien „Zustimmung", „Loyalität" und „Ordnung"-erhalt zu einem differenzierten Ergebnis: Laut Akbarian kommt es darauf an, „(...) Kriterien und Gründe zu finden, mit denen wir entscheiden können, wann ein Rechtsbruch mit der Ordnung des demokratischen Rechtsstaates vereinbar ist – und wann nicht" (S. 26). Mit Hannah Arend unterstreicht sie die Erkenntnis, dass hinter dem Recht stets ein „Recht auf Rechte" (vgl. S. 38f.) steht. Unter Berücksichtigung einer grundständigen Verantwortung der Menschen füreinander schlussfolgert Akbarian dann eine „Beschränkung des zivilen Ungehorsams auf gewaltlose Mittel" (S. 40). Kapitel 2 („Verfassung verteidigen", S. 48–82) stellt Rechtsfälle vor, die ein differenziertes Bild der gerichtlichen Beurteilung zivilen Ungehorsams bestätigen. Es wird deutlich, dass die Opposition des zivilen Ungehorsams von Rechtswegen keineswegs als Selbstzweck angesehen wird, sondern als integraler Bestandteil von Verfassungsloyalität. In diesem Sinne setzt ziviler Ungehorsam also Loyalität zur Verfassung voraus, denn er nutzt deren „Anpassungsfähigkeit durch Interpretationsoffenheit" (S. 68). In Kapitel 3 „Fundamente infrage stellen" (S. 83–120) wendet sich die Autorin einem fundamentaloppositionell begründetem zivilem Ungehorsam zu, unter Rückgriff auf radikale Demokratietheorien, und im 4. Kapitel „Recht verwirklichen" (S. 121–152) wird schließlich eine Ethik des zivilen Ungehorsams skizziert und dabei vor allem auf H. D. Thoreau, M. Gandhi und M. L. King rekurriert.

Die Argumentation des Bandes ist schlüssig und konzentriert und unterstreicht folgende Aspekte: Ausgangspunkt ist ein Verständnis zivilen Ungehorsams als „Protesthandeln, das von einer Richtigkeitsüberzeugung getragen ist und daher in diesem Sinne einen zivilen Charakter hat" (S. 8). Dies gilt etwa für die Beschmierung des Denkmales „Grundgesetz 49" mit einer (leicht entfernbaren) nach Erdöl aussehenden Flüssigkeit durch Aktivisten der „Letzten Generation" (S. 7), ebenso für eine Gruppe von Tierschützern, die in einen Schweinestall eindrangen, um sich im Anschluss daran mit gesicherten Beweisen für Tierquälerei unmittelbar den Behörden zu stellen. Es gilt aber auch für die Aktivisten, die sich am Asphalt festklebten, um auf eine ihres Erachtens unzureichende Klimapolitik hinzuweisen. Die Gerichte fanden in diesen Fällen höhere Prinzipien, die den zivilen Ungehorsam für legitim erwiesen: etwa „Notstand" durch Tierquälerei in der Massentierhaltung, die die Tierschützer zuvor vergeblich den Behörden mitgeteilt hatten (vgl. S. 50f.). Die einschlägigen Begründungen von Gerichtsurteilen verdeutlichen zudem, dass es sich nicht einfach um „Gewalt" handelt, wenn in Aktionen des zivilen Ungehorsams „die eigene Verletzlichkeit" als „Protestmittel" eingesetzt wird, um auf gefährdete Grundbedingungen des menschlichen Lebens hinzuweisen (vgl. S. 46).

Aktionen zivilen Ungehorsams, so macht die Lektüre deutlich, werden juristisch deutlich differenzierter betrachtet, als es verärgerte Autofahrer oder aufgebrachte Passanten in der medialen Wahrnehmung tun. Solche Aktionen sind nicht zu verwechseln mit Krawall oder Klamauk, aber auch nicht mit Straftaten oder inhaltsleeren Provokationen, vielmehr sind sie ein auch rechtlich wichtiger „Beitrag zu einer ‚offenen Gesellschaft der Verfassungsinterpreten'" (S. 49, im Zitat von P. Häberle). Insofern ist ziviler Ungehorsam – und so lautet die Hauptthese des Bandes – ein Beitrag zur Verfassungsinterpretation. Nach Einschätzung der Autorin birgt ziviler Ungehorsam sowohl Chancen als auch Risiken, doch ist er unter bestimmten Voraussetzungen legitim: genau dann, wenn repräsentative Demokratien Unwuchten zeigen, weil existentielle Themen nicht aufgegriffen werden, wenn Minderheiten und Mitgeschöpfe keinerlei politische Berücksichtigung finden oder wenn Einzelpersonen sich elementar verletzt sehen. In diesen Fällen kann ziviler Ungehorsam strukturelle Defizite offenlegen und eine legitime und konstruktive Form sein, um sich in mediale Debatten und Entscheidungsfindungsprozesse einzumischen (vgl. S. 13f.), auch als eine „Form der disruptiven Verfassungsinterpretation" (S.154).

Der Band wurde bereits mehrfach preisgekrönt mit seinem Anliegen, zivilen Ungehorsam in einem gewissen rechtlichen Rahmen als legitime Form der politischen Auseinandersetzung in der repräsentativen Demokratie zu positionieren. Nach Einschätzung der Autorin ist dies notwendig, um zu verhindern, dass Demokratien von Staatsideologie beherrscht werden, die verhindern, dass das staatliche Fundament in der Diskussion bleibt. Dem setzt Akbarian nicht nur differenziert, sondern auch pointiert entgegen: „Fundament ist, dass alles auch anders sein kann" (S. 18).

Man muss nicht allen einzelnen Wendungen, Beurteilungen und Argumenten Akbarians folgen, um die herausragend reflektierte Positionierung des Bandes in einer medial hitzigen Gemengelage von Recht, persönlicher Überzeugung und Gewissensbildung zu erkennen. Er bietet für diese Diskussionen um zivilen Ungehorsam und politisches Engagement eine ethisch und rechtlich überzeugende Grundlage. Und zur geschichtlichen Einordnung zivilen Ungehorsams bemerkt die Autorin: „Protestbewegungen erscheinen oftmals erst in der Retrospektive legitim. Und auch Martin Luther King galt nicht immer als die Ikone, die er jetzt ist" (S. 148)!

Schade, dass sich im ersten Teil kaum Beispiele und Argumentationsmuster für zivilen Ungehorsam von christlicher und speziell protestantischer Seite finden, etwa bezüglich der Praxis des Kirchenasyls. Für die gemeinwohlorientierte Bildungsarbeit, die sich in ihren Angeboten verstärkt mit Fragen des zivilen Ungehorsams und seiner medialen Bewertung konfrontiert sieht, ist der Band zu empfehlen, denn er bietet eine besonnene Argumentation, verfassungsrechtliche Orientierung und überzeugende Beispiele.

Prof. Dr. Freimut Schirrmacher
freimut-schirrmacher@web.de

» schwerpunkt – „Sag', wie hältst Du's mit dem Krieg?"

Ute Finckh-Krämer
Wie mit politischer Bildungsarbeit aktuell „dem Frieden der Welt zu dienen" ist 16

Politische Bildung kann und soll dazu beitragen, aktive Friedensarbeit und konstruktive Konfliktbearbeitung bekannter zu machen. Der Beitrag beleuchtet deshalb, welche Ansätze und Methode der Friedensarbeit aktuell besonders wirksam sind und welche Herausforderungen damit verbunden sind.

Alois Halbmayr
Wie geht Frieden? Über Handlungsmöglichkeiten in unsicheren Zeiten..... 21

Das friedensethische Denken und insbesondere der Pazifismus sind aktuell wieder hoch umstritten und in Diskussion. Der Beitrag gibt einen Überblick über gegenwärtige Positionen und geht insbesondere der Frage nach, was Erwachsenenbildung beitragen kann, damit der Friede auf allen Ebene eine Zukunft hat, in der Politik ebenso wie im zivilgesellschaftlichen Bereich und im privaten Leben.

Dominik Feldmann
Politische Bildung für die äußere und innere Sicherheit?
Über Trugschlüsse von Wehrhaftigkeit, Antiextremismus und Freund-Feind-Denken 27

Politische Bildung erlebt zunehmend eine Indienstnahme durch innere und äußere Sicherheitslogiken. Die konzeptionellen Grundlagen dafür sind zwar nicht neu, bedürfen aber einer permanenten kritischen Reflexion – auch, um die Autonomie politischer Bildungsarbeit zu wahren und in Demokratie mehr zu sehen als nur eine Verteidigungshaltung gegen mutmaßliche Feinde von innen und außen.

Ingo Reuter
All eyes on Rafah – Bilderkrieg im Gefühlshaushalt 32

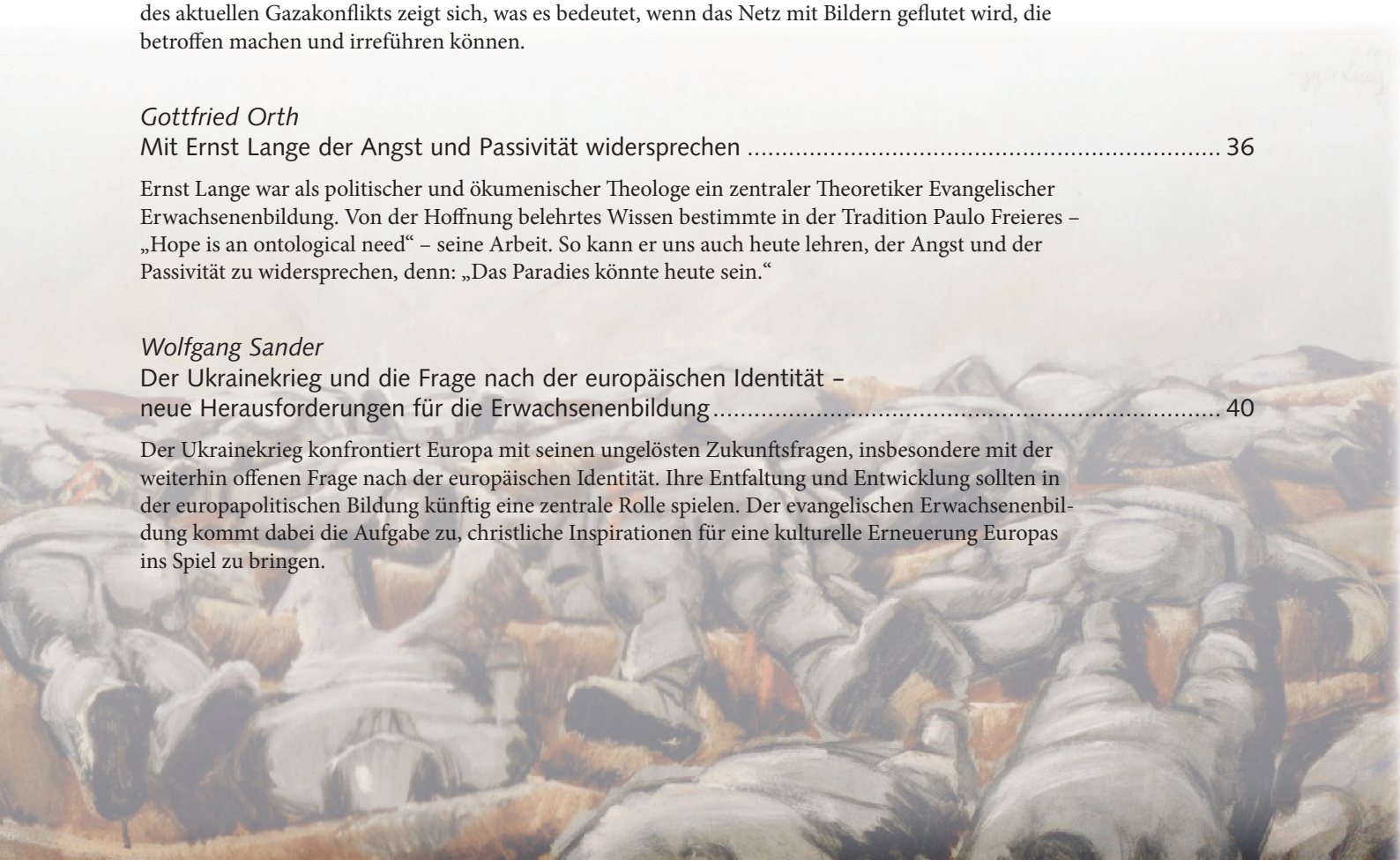
Bilder des Krieges gibt es seit Jahrtausenden, doch in Zeiten von Fotografie und Film erlangen diese Bilder eine neue Qualität der Wirkung auf den Gefühlshausalt der Betrachter. Durch die Digitalisierung der Bilder und durch die Sozialen Medien kann heute jeder Beobachter seine Bilder und Filme zeitnah ins Internet stellen beziehungsweise die Bilder und Filme anderer teilen. Am Beispiel des aktuellen Gazakonflikts zeigt sich, was es bedeutet, wenn das Netz mit Bildern geflutet wird, die betroffen machen und irreführen können.

Gottfried Orth
Mit Ernst Lange der Angst und Passivität widersprechen 36

Ernst Lange war als politischer und ökumenischer Theologe ein zentraler Theoretiker Evangelischer Erwachsenenbildung. Von der Hoffnung belehrtes Wissen bestimmte in der Tradition Paulo Freieres – „Hope is an ontological need" – seine Arbeit. So kann er uns auch heute lehren, der Angst und der Passivität zu widersprechen, denn: „Das Paradies könnte heute sein."

Wolfgang Sander
Der Ukrainekrieg und die Frage nach der europäischen Identität –
neue Herausforderungen für die Erwachsenenbildung 40

Der Ukrainekrieg konfrontiert Europa mit seinen ungelösten Zukunftsfragen, insbesondere mit der weiterhin offenen Frage nach der europäischen Identität. Ihre Entfaltung und Entwicklung sollten in der europapolitischen Bildung künftig eine zentrale Rolle spielen. Der evangelischen Erwachsenenbildung kommt dabei die Aufgabe zu, christliche Inspirationen für eine kulturelle Erneuerung Europas ins Spiel zu bringen.



» editorial

Steffen Kleint
Liebe Leserin, lieber Leser, ... 3

» aus der praxis

Marianne Jensen & Arno Hermer
„Friedenspolitik beginnt am Küchentisch" – Protokoll eines Seminars ... 6

Michaela Will
Friedensarbeit in Zeiten des Krieges – kirchlich-feministische Bildungspraxis ... 8

Aribert Rothe
Friedensarbeit und Friedensgebete – ein Rückblick auf die spirituellen Wurzeln der Friedlichen Revolution vor 35 Jahren ... 10

» europa

Christine Bertram
Geschichten für den Frieden –
Was die „Peace Heroines" für die politische Erwachsenenbildung bedeuten ... 13

» jesus – was läuft?

Hans Jürgen Luibl
Weiterarbeiten in unheilvollen Zeiten – im Zeichen des Teddys ... 14

» einblick

Ulrich Klemm
Friedensbewegte Erwachsenenbildung
Kontinuitäten, Brüche und Perspektiven ... 44

Gregor Rehm
Bereit, in den Krieg zu ziehen?
Gewissensbildung – Wiederkehr einer christlichen Bildungsaufgabe ... 47

Sylvia Kränke
Bildungspolitisches Engagement für mehr Solidarität und Humanität in Thüringen ... 49

Christine Müller-Botsch & Sabine Sieg
Historisch-politische Bildung in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand
Wie junge Erwachsene an den Widerstand gegen den Nationalsozialismus erinnern ... 51

» grundbildung

Farina Wagner
Grundbildungsangebote in Familienbildungseinrichtungen? ... 54

» Nachruf

Eckhard Schack (17.4.1938–16.10.2024)
Nachruf für einen Wegbereiter der Evangelischen Erwachsenenbildung in Ostdeutschland ... 55

» service

Die Jury der Evangelischen Filmarbeit empfiehlt ... 56

Publikationen ... 57

Veranstaltungstipps ... 71

Impressum ... 74

Mehr **forum** erwachsenenbildung?

Hat dieser Artikel Ihnen gefallen?
Wenn Sie regelmäßig über Bildung im Lebenslauf aus wissenschaftlicher, praxisnaher, bildungspolitischer und evangelischer Perspektive informiert werden möchten, abonnieren Sie **forum** erwachsenenbildung:

Abo bestellen
Print oder online

(öffnet eine E-Mail-Vorlage an info@waxmann.com)

Print: 4 Ausgaben pro Jahr, Jahresabo 27,50 € zzgl. Versandkosten, inkl. Online-Zugang (freier Zugriff auf alle Ausgaben ab 2015)

Online: 4 Ausgaben pro Jahr (PDF), Jahresabo 20,– € (freier Zugriff auf alle Ausgaben ab 2015)

www.waxmann.com/forumerwachsenenbildung

DEAE WAXMANN